



Evangelisch-reformierte Kirchengemeinde Bayreuth

Pfarrer Simon Froben

Erlanger Str. 29, 95444 Bayreuth

Predigtreihe

Familiengeschichten

Geschwister...

... wie Kain und Abel

... wie Lea und Rahel

Liebe...

... wie bei David und Bathseba

... wie beim verlorenen Sohn

Trennung...

... wie bei Abram und Lot

... wie bei Abraham, Hagar und I smael

Familiengeschichten

... Noah und seine Söhne, Lot und seine Töchter ...

... der Stammbaum Jesu ...

Liebe Gemeinde!

Für den Anfang des nächsten Jahres plane ich eine Predigtreihe zu dem schönen Thema „Liebesgeschichten – Trennungsgeschichten – Familiengeschichten“. In diese Predigtreihe würde sich auch der für heute vorgeschlagene Predigttext ganz wunderbar einfügen. Als eine Geschwistergeschichte. Als die Geschwistergeschichte schlechthin. Die Mutter aller Geschwistergeschichten wenn man so will. Die guten Dinge im Leben übersieht man ja oft und so auch hier. Es wird erzählt von den grundlegenden Problemen, die es da so unter Geschwistern gibt und geben kann. Die verschiedenen Begabungen, die Konkurrenz, der Neid und die Eifersucht und schließlich auch der Konflikt: Dass einer dem anderen mal so richtig eins auswischt! Und all das wird erzählt von zwei Brüdern und zwar in einer Weise, dass wir uns alle in dieser Geschwistergeschichte wieder finden, wieder erkennen können (und auch sollen) – egal, ob wir mit unsern Geschwistern auch so viel Unfrieden erleben mussten oder müssen, ja egal sogar, ob wir denn überhaupt Geschwister haben. Wenn hier vom „Bruder“ die Rede ist – und ich behaupte jetzt mal ganz forsch: genauso gut könnte auch von der „Schwester“ gesprochen sein – wenn hier also vom Bruder (oder auch von der Schwester) gesprochen wird, dann geht es um unsere Mitmenschen. Die nahen und die fernen. Ganz so wie wir es auch schon im Lesungstext (Lukas 10, der barmherzige Samariter) gehört haben: Wirklich jeder – auch der fernste, auch der, von dem man es am wenigsten erwartet, der Samariter – kann einem der Nächste, der Bruder, die Schwester werden. Wir alle können also mit weit geöffneten Ohren und scharf gespitzten Sinnen auf diese Geschwistergeschichte hören und uns angesprochen fühlen. Und damit genug der Vorrede. Ich lese den für heute vorgeschlagenen Predigttext: Aus dem Anfang der Bibel – noch als Teil der Urgeschichte der Menschen, hier wird wirklich Grundsätzliches gesagt – die Geschichte von Kain und Abel (1. Mose 4,1-17, Luther-Übersetzung):

Und Adam erkannte sein Weib Eva, und sie ward schwanger und gebar den Kain und sprach: „Ich habe einen Mann gewonnen mit Hilfe des Herrn.“ Danach gebar sie Abel, seinen Bruder. Und Abel wurde ein Schäfer, Kain aber wurde ein Ackermann.

Es begab sich nach etlicher Zeit, dass Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Und auch Abel brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an.

Da ergrimmte Kain sehr und senkte finster seinen Blick.

Da sprach der Herr zu Kain: „Warum ergrimmt du so? Und warum senkst du deinen Blick? Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so kannst du frei den Blick erheben. Bist du aber nicht fromm, so lauert die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie.“

Da sprach Kain zu seinem Bruder Abel: „Lass uns aufs Feld gehen! Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.

Da sprach der Herr zu Kain: „Wo ist dein Bruder Abel?“

Er sprach: „Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Er aber sprach: „Was hast du getan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde. Und nun: Verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgetan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen. Wenn du den Acker bebauen wirst, soll er dir hinfort seinen Ertrag nicht geben. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.“

Kain aber sprach zu dem Herrn: „Meine Strafe ist zu schwer, als dass ich sie tragen könnte. Siehe, du treibst mich heute vom Acker, und ich muss mich vor deinem Angesicht verbergen und muss unstet und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, dass mich totschrägt, wer mich findet.“

Aber der Herr sprach zu ihm: „Nein, sondern wer Kain totschrägt, das soll siebenfältig gerächt werden.“

Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, dass ihn niemand erschläge, der ihn fände.

So ging Kain hinweg von dem Angesicht des Herrn und wohnte im Lande Nod, jenseits von Eden, gegen Osten. Und Kain erkannte sein Weib; die ward schwanger und gebar den Henoch. Und er baute eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen `Henoch`.

Am Ende, liebe Gemeinde, wird alles wieder gut! Das sei vorweg gesagt. Kain geht als erster Mörder, aber – wie wir gerade gehört haben – dann doch auch als erster Städtegründer in die Annalen der Bibel ein. Ein Neuanfang ist gemacht. Und Abel, dessen Name bedeutsamer Weise nichts anderes bedeutet als „Hauch“ oder auch „Nichts“, Abel wird sozusagen ersetzt. In Vers 25, direkt nachdem Kains weitere Familiengeschichte beschrieben ist, heißt es: „Und Adam erkannte abermals sein Weib, und sie gebar einen Sohn, den nannte sie Set; (d.h. übersetzt „der Setzling“, der „Hinzugesetzte“;) denn Gott hat mir, sprach sie, einen andern Sohn gegeben für Abel, „den Hauch“, der „nichts“ mehr ist.“

Am Ende wird also alles gut. Auch hier ist ein Neuanfang gemacht. Und ein Leser aus dem Volk Israel, ein Jude, eine Jüdin und letztlich auch wir Christinnen und Christen lesen diese Geschichte von Kain und Abel genau genommen aus der Sicht des Set, des „Setzlings“, des „Hinzugesetzten“, denn von Set stammen sie alle ab, von denen dann weiter berichtet wird: Noah und die Ahnväter und Ahnmütter, Abram und Sarai, Isaak und Rebekka, Jakob und seine Frauen und all die Ahnen über den großen König David bis hin zu Jesus. Am Ende und für uns wird also alles gut. Es gibt einen Neuanfang.

Aber was da mittendrin als Kern der heutigen Predigtgeschichte erzählt wird, das ist alles andere als gut. Die Bibel hat auch ein Wort dafür: Chata`a – die „Sünde“ Hier taucht dieser Begriff das erste Mal in der Bibel auf – und nicht etwa wie man denken mag, bei der bekannten und fälschlicherweise als „Sündenfall“ bezeichneten Geschichte mit der verlockenden Frucht, von der Eva und Adam kosten (1. Mose 3). Das was die beiden trieben war vielleicht nach der späteren kirchlichen Moral „Sünde“, aber biblisch war es schlicht eine Versuchung. Eine schöne Versuchung vielleicht sogar. Aber das ist eine andere Geschichte. Hier, bei Kain und

Abel, bei diesen beiden Geschwistern nun also „Sünde“. Und das nicht nur, weil diese Geschwistergeschichte eine Mördergeschichte ist, weil hier ein Mensch auf schändlichste Weise durch die Hand eines anderen stirbt, sondern dieses Wort „Sünde“ meint hier mehr als nur die Tat. Es meint die verkehrte Geisteshaltung, es meint schon den falschen Gedanken. Es meint die Abkehr von Gott und vom Nächsten. Es meint letzten Endes etwas, was auch uns allen sehr geläufig ist: Es meint den Egoismus!

Aber fangen wir vorn an: Eine Geschwistergeschichte. Kain ist der Erstgeborene, der Erbhalter und tut, was schon sein Vater tat: Er bebaut und beackert das Land. Kain, der Bauer. Kain, der Erbe. Kain, der Vertreter des Althergebrachten, der Tradition. Und neben ihm, nach ihm, der Zweitgeborene, ohne jedes Recht auf ein Erbe, der Mindere, der „Hauch“, der „Nichts“: Abel. Wir hören, dass er Viehhirt ist. Schäfer. Nun, mögen wir uns denken: Das ist nun wirklich aus der Not eine Tugend gemacht! Wenn Kain schon das Land beackert und für Abel, den Zweitgeborenen nichts bliebe als sein Knecht zu sein, dann also lieber was Neues, was Eigenes angefangen. Schafe hüten. Vielleicht hat dieser Abel ja bei sich gedacht: „Wenn's schon in den althergebrachten Berufen nichts mehr zu erben gibt, dann eben flugs `ne „Ich-AG“ gegründet, Schafe züchten und so die Schäfchen ins Trockene bringen“. So in etwa mögen wir uns Abels Gedanken vorstellen. Oder aber wir denken uns einfach: Zwei Brüder, zwei unterschiedliche Interessen und Begabungen, der eine macht das, der andere mit Sicherheit was anderes. Also alles ganz normal.

So unterschiedlich die beiden aber auch sein mögen – in einem sind sich die beiden gleich, das macht das gute Elternhaus: sie sind gläubig und fromm. Sie kennen die Regeln und leben auch danach: Als Dank für ihr Wohlergehen opfern sie Gott, der eine nimmt etwas Getreide aus der gut gefüllten Kornkammer, der andere ein junges Lamm aus der gesunden Herde – „Danke Gott, dass Du so gut für uns sorgst!“ Ein altertümliches Erntedankfest.

Soweit ist noch alles gut, aber dann heißt es: Und Gott sah gnädig an Abel –den „Hauch“, den „Nichts“ –und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er –Gott –nicht gnädig an.

Liebe Gemeinde! Seien wir mal ganz ehrlich: Wie gut können wir den Kain verstehen! Da müht er sich ab. Beackert und bebaut das Land. Macht alles so, wie sein Vater es ihm, dem Erstgeborenen beigebracht und gelehrt hat. Er, Kain, hat dabei nie gejammert oder gestöhnt. Er, Kain, hat ganz genau gewusst, wo sein Ort im Leben ist, seine Aufgabe, seine Verantwortung. Das alles hat er nie in Frage gestellt. So will es die Tradition. Dass er der Erstgeborene, der Erbe ist, hat er sich schließlich nicht selbst ausgesucht. Und wenn er es eintauschen könnte: Sofort! Einmal diese Mühsal und diese Verantwortung los sein! Aber das geht ja nicht. Das ging auch als Kind schon nicht. Und Abel? Dieser Nichtsnutz! Ist sich zu fein zu helfen auf dem Acker. Will sein eigener Herr sein mit Schafen und Getier. „Als hätte er es bei mir auf dem Hof als Knecht nicht gut gehabt!“, denkt sich Kain. Ist schon als Kind verwöhnt worden der Abel. Kain hört sie noch alle, die Leute, die Eltern: „Er, der Kleine, Abel, wie niedlich! Kain, kümmer dich doch grad mal um den Hof, der Abel ist doch noch zu klein dafür.“ Und was hat Kain nicht alles von seinen Eltern zu hören bekommen! Nichts hat er gedurft! Immer nur arbeiten. Aber bei Abel? Nichts mehr! „Nesthäkchen!“, denkt sich Kain, „kein Wunder, dass der aus der Art schlägt! Schafe! So ein Quatsch! Ich wüsste an seiner Stelle, wo mein Ort ist. Oh Gott, wie gern würde ich mit ihm tauschen! Einen Tag nur, dass er mal sieht, was Arbeit ist, dieser Nichtsnutz!“

Und wir können uns natürlich umgekehrt auch vorstellen, wie das Ganze für Abel ausgesehen hat. Wie wichtig es für ihn war, mit der Tradition des mühevollen und doch so wenig ertragreichen Ackerbaus zu brechen. Und was Kain immer sagt, von wegen verwöhnt! Er hat sich auch durchbeißen müssen! Hat nicht einfach nur dasitzen und auf das Erbe warten können. Musste selbst etwas aufbauen, was Eigenes machen. Und siehe da, es läuft ganz gut mit den Schafen, aber ein Risiko ist es natürlich trotzdem. Eine Krankheit bei den Tieren und alles ist dahin. „Und Kain, der GROSSE Kain sitzt im

gemachten Nest, wohnt immer noch bei den Eltern. Für den ist gesorgt!“, denkt sich Abel.

Liebe Gemeinde! Wir können diese inneren Monologe, was Kain sich denkt, was Abel sich denkt, natürlich beliebig fortspinnen. Die Konstellation ist ja nur allzu klassisch. Und eben: Nicht nur Geschwister kennen das. Neid und Eifersucht. Rivalität und Streit. Auch Einzelkinder haben Konkurrenz. Haben Neider. Haben Vorbilder. Müssen sich durchbeißen.

Der biblische Bericht von Kain und Abel lässt das alles offen. Es ist sogar denkbar, dass Kain und Abel eigentlich ein Herz und Seele waren. Auch das soll es ja zwischen Geschwistern geben: Dass einer für den anderen durch dick und dünn geht. Ja, ich denke sogar, bei aller Rivalität und Ungerechtigkeit, bei allem möglichen Neid auch, ist das sogar der Normalfall. Aber wie gesagt, in der Erzählung von Kain und Abel ist all das nicht beschrieben. Nur, dass es diesen Moment der Ungerechtigkeit gab, den wir alle kennen und der bemerkenswerter Weise in dieser Geschichte von Gott ausgeht: Dass Gott den einen, den Abel, mit seinem Opfer gnädig anschaut, während Kain keines Blickes gewürdigt wird. Es ist interessant, wie eindrücklich die Bibel diesen Moment beschreibt. Es geht dabei um Blicke, um den Anblick, um das Ansehen, um Beziehungen. Blicke symbolisieren Beziehungen. Blicke können aufwerten und abwerten: „Der Herr sah Abel mit seinem Opfer gnädig an, Kain aber nicht. Da ergrimmte Kain und senkte finster seinen Blick“ – er schaut Gott nicht mehr an, schaut Abel nicht mehr an. Er ist nur noch bei sich, hat seinen Blick gesenkt. Wer den Blick senkt, hat keine Beziehung mehr. Die Gedanken kreisen um sich selbst und drehen eine fatale Spirale um sich selbst. Um den Zorn über die Ungerechtigkeit, um Neid und Missgunst, Ängste auch und Selbstzweifel, ungute Gefühle, die sich potenzieren!

Da fragt Gott – ganz arglos – den Kain: “Warum bist du grimmig? Warum senkst Du Deinen Blick?” Was für eine Frage! Diese Frage ist gar keine Frage, Gott weiß genau über Kains Ärger Bescheid. Er wartet die Antwort auch gar nicht ab, sondern Gott – oder genauer: einer der späteren biblischen Erzähler – belehrt Kain und alle, die diese Geschichte hören

und lesen: „Ist es nicht genau so: Wenn du fromm bist, so kannst du frei den Blick erheben. Bist du aber nicht fromm, so lauert die Sünde – hier haben wir sie! Hier ist das erste Mal von Ihr die Rede! – vor der Tür.“

Eine Belehrung, die von Kain nicht weiter kommentiert wird. Oder sollen wir seine nächste Tat als Reaktion sehen? Jetzt war es ihm wirklich genug! Jetzt war das Fass übergelaufen! Kurz und bündig jedenfalls bestellt Kain den Abel aufs Feld, auf seinen Acker, ein Heimspiel sozusagen, und erschlägt ihn. Kain der Mörder. Jetzt hat er es seinem neureichen Bruder Abel, diesem „Nichts“, gezeigt! Er hat ihm gezeigt, wo er hingehört! Abel der „Nichts“ und Kain, der Mörder!

Wer nun ein riesengroßes Donnerwetter Gottes erwartet, so wie Eltern schimpfen, wenn Geschwister sich mal richtig in den Haaren haben, der wird in dieser Geschichte zunächst enttäuscht: Wieder nur eine ganz arglose Frage von Gott, dem Allwissenden: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ Und wir erinnern uns an die Blicke, den Anblick, die Beziehungen – denn darum geht es letztendlich in dieser Geschichte: „Wo ist dein Bruder, Kain, der du grimmig den Blick gesenkt hast? Wo ist dein Bruder, Kain, der du nur noch dich selbst gesehen hast? Wo ist dein Bruder, Kain, der du keine Augen mehr für deinen Bruder und sein Leben hattest?“ Das, liebe Gemeinde, ist der Urgrund der Sünde. Darum geht es in dieser Geschichte. Den Nächsten nicht aus den Augen verlieren! Es gibt in jedermanns Leben so viele Gründe, den Blick grimmig zu senken. Sich nicht um den anderen zu kümmern. Die Geschichte von Kain und Abel erzählt nur von einem dieser vielen Gründe: Neid, Eifersucht, Rivalität, Missgunst. Nennen Sie es, wie sie wollen. Aber dass Kain seinen Blick grimmig senkt, dass er nur noch auf sich selbst schaut und dabei seinen Bruder und auch Gott aus dem Auge verliert, darum geht es. Das will diese Geschichte anprangern. Das ist der Urgrund der Sünde! Wer das tut, unterscheidet sich nicht groß von einem Mörder! Da ist die Bibel an dieser Stelle wirklich streng und rigoros (vgl. im Übrigen auch den Heidelberger Katechismus, Fragen 105-107).

Das Weitere ist schnell erzählt: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ Und Kain, der Erwischte, versucht es mit trotzigem Humor: „Das

weiß ich doch nicht. Soll ich etwa einen, der selbst Schafe hütet, einen Hirten, hüten? Bin ich meines Bruders Hüter?“ Das ist trotziger, etwas bitterer Humor. Und wir hören darin noch immer Kains Verärgerung über seinen Schafhirtenbruder Abel, den „Nichts“, der jetzt da ist, wo er hingehört. Kain ist also uneinsichtig, trotzig. Sein Blick ist weiterhin verfinstert, unmöglich mit diesen Augen etwas zu sehen. Und jetzt erst wird Gott zornig. Er verflucht den Kain, das Blut auf dem Acker schreit zum Himmel. Dieser blutgetränkte Acker soll keinen Ertrag mehr bringen! Unstet und flüchtig, wie ein Flüchtling und Bettler, soll Kain fortan leben! Ohne Hilfe, ohne Schutz, ohne festen Ort, ohne feste Beziehungen, da mag er seinen Blick heben, wie er will, nun ist es zu spät! Das Gefängnis des Kain hat keine begrenzenden Gitterstäbe, sondern ganz im Gegenteil. Die Welt, die ganze Weite der Welt ist sein Gefängnis, seine Strafe. „Unstet und flüchtig, ohne Beziehungen, sollst Du sein auf Erden!“

Am Ende aber wird alles gut. Oder zumindest halb gut. Kain kann Strafmilderung erreichen, das Kainszeichen ist ein Schutzzeichen. Darüber jetzt mehr zu sagen, wäre eine neue Predigt. Und er kann dann doch wieder einen festen Ort finden, eine Familie gründen mit Kindern und Kindeskindern, darunter auch wieder viele Geschwister, Brüder und Schwestern, das Leben nimmt seinen Lauf. Und Kain wird sogar zum ersten Städtegründer – von wegen unstet und flüchtig!

Und Abel, das sagte ich bereits am Anfang, Abel bleibt natürlich tot. Ein „Nichts“. Und doch gibt es Ersatz. Set, der „Setzling“. In seiner Stammeslinie finden dann auch die biblischen Erzähler sich wieder, die Jüdinnen und Juden und mit Ihnen auch wir. Am Ende wird alles gut!

Erlauben Sie mir noch ein paar letzte Bemerkungen. Kain und Abel – die Geschwistergeschichte. Kain und Abel – die Sündengeschichte. Vor allem aber ist es Urgeschichte. Grundgeschichte. Grundsatzgeschichte: So sieht es im Leben aus! Als Teil der biblischen Urgeschichte ist die Erzählung von Kain und Abel ganz eng verwoben mit der Geschichte von Adam und Eva, die direkt davor erzählt wird. Bei Adam und Eva geht es um die Beziehung der Menschen zu Gott. Wenn

die Menschen Gott nicht frei in die Augen schauen können und sich schamvoll vor Gott verstecken müssen. Hier nun das Pendant. Kain und Abel: Wenn der Mensch den Menschen nicht mehr anschaut, seinen Blick senkt und nur noch sich selbst sieht. Das, liebe Gemeinde, ist Sünde!

Die Geschichte von Kain und Abel spart nicht mit Offenheit. Hier wird nichts beschönigt. Ja, es gibt Ungerechtigkeit im Leben! Damals wie heute und wir müssen nicht erst Hiob nach seinen Erfahrungen fragen. Ungerechtigkeit kennen wir alle. Sehen wir. Erleben wir. Dass Gott offenbar den einen gnädig anschaut und den anderen nicht. Meistens nehmen wir nur das letztere wahr: „Warum bin denn immer ich der Gepiesackte? Wenn mir doch einer einen Grund sagen könnte!“

Die Geschichte von Kain und Abel beschönigt nichts, ja sie klagt sogar an: Dass Blut zum Himmel schreit, blutgetränkte Äcker keinen Ertrag geben; dass der menschliche Eigensinn und Egoismus immer wieder zum Schlimmsten führt.

So sieht der biblische Erzähler die Welt und das Leben und es kann einen schon erschrecken, wenn man sich dann selbst darin wieder findet. Die eigene Verwobenheit in Ungerechtigkeit und Schuld. Wenn man im eigenen Leben dem gesenkten Blick begegnet, wo keine Beziehung mehr da ist. Ärger, Groll, Neid, Scham, Angst – es gibt so viele Gründe für den Rückzug auf sich selbst. Für den gesenkten Blick. Für die Sünde. Für das Nur-noch-bei-sich-sein. Und das spricht der biblische Erzähler unseres heutigen Predigttextes und das sprechen auch die Erzähler der weiteren Geschichten ganz offen und direkt an. Und bei allem niederdrückenden, was wir dabei sehen und erkennen, auch an uns selbst erkennen, ist doch die Perspektive eine Hoffnungsvolle: „Alles wird gut!“, hatte ich zu Beginn etwas lapidar gesagt. Und es auch so gemeint. Denn die Bibel schaut auf das Leben im Horizont der Vergebung, der Gnade, der Barmherzigkeit und nicht zuletzt auch der Hoffnung, die Gott uns gibt und die wir weitergeben wollen. Amen!

Fürbittengebet

Gnädiger Gott!

Wir sehen soviel Unrecht und Ungerechtigkeit in der Welt.

Wir sehen den Hunger und das Leid der Armen,
die Unterdrückung der Rechtlosen,

wir sehen Menschen ohne erkennbare Schuld zu
Hunderttausenden unstedt und flüchtig als Flüchtlinge und
Bettler leben.

Wir sehen erkennbare Schuld,

Erde, die durch die mörderische Hand der Menschen
blutgetränkt wurde und wird.

Wir sehen Krieg und Terror.

Gerade vor fünf Jahren, am 11. September 2001,
begann ein neues blutiges Kapitel.

Gott wir wollen dich bitten:

Lass uns unseren Blick nicht senken,
so als wären wir Unbeteiligte.

Lass uns in den Menschen, die in Not sind,
den Bruder, die Schwester erkennen,

Lass uns Hilfe geben, wo wir helfen können.

Lass uns vergeben, wo uns Unrecht getan wurde.

Lass uns immer wieder neu den Blick heben und unseren
Brüdern und Schwestern und auch dir Gott,

offen und frei – ohne Grimm, sondern mit Fröhlichkeit,
Dankbarkeit, Hilfsbereitschaft – entgegenblicken.

Unser Vater... Amen!

Geschwister wie Lea und Rahel (25. September 2006)

Liebe Gemeinde!

Nachdem ich vor zwei Wochen über Kain und Abel, die erste
Geschwistergeschichte der Bibel gepredigt habe (1. Mose 4,1-
17), ist wohl dem einen oder anderen aufgefallen, dass diese
Geschichte im Grunde ihres Wesens eine Brüdergeschichte ist.
Der eine schlägt den andern tot – „Das gibt es nur bei
Männern, bei Frauen passiert so etwas nicht!“, sagte da etwa
eine Frau nach dem Gottesdienst. Und ein Mann, der zufällig

dabei stand, spöttelte: „Nein, wirklich nicht. Da hätte eher die eine die andere heimtückisch vergiftet!“.

Der Gerechtigkeit halber und aus reinem Interesse an einer Geschichte, die wohl bekannt ist, über die aber – vielleicht wegen Ihrer Anstößigkeit? – nur äußerst selten gepredigt wurde und wird (in der Perikopenordnung ist diese Geschichte nicht einmal als Ausweichtext vorgeschlagen), soll heute eine Schwesterngeschichte der Bibel im Mittelpunkt stehen. Und eines kann ich Ihnen jetzt schon versprechen: Es wird uns heute nicht langweilig werden...

Wie ist das also mit den Schwestern? Unter Brüdern haut einer den andern tot, wir kennen die Geschichte von Kain und Abel und wir sehen leider Gottes, dass dies keine Einzelgeschichte ist. Ganz im Gegenteil: Die Geschichte von Kain und Abel ging uns alle an, weil es hier um wirklich Grundsätzliches, Grundlegendes ging. Erfahrungen und Gefühle, die wir alle kennen, egal, ob Frau oder Mann, egal auch ob wir überhaupt Geschwister haben.

Und so sind es bei der Schwesterngeschichte heute ganz ähnliche Motive wie bei Kain und Abel, die da eine Rolle spielen: Die Frage etwa, wer die Ältere und wer die Jüngere ist. Neid und Rivalität und schließlich auch der unbändige Wille, der anderen eins auszuwischen – Fragen eben, die sich so zwischen Geschwistern stellen, seien es nun Brüder oder Schwestern. Fragen eben, die sich auch von Mensch zu Mensch stellen, sei man nun verschwistert oder nicht. Im besten (oder auch im schlimmsten?) Falle sind wir einander eben doch alle Brüder und Schwestern.

Der heutige Predigttext ist also eine Schwesterngeschichte. Wir hören von zwei Frauen auf der Suche nach ihrem Lebensglück. Ich möchte Ihnen die Geschichte von Lea und Rahel erzählen, wie sie im 1. Buch Mose im 29. und 30. Kapitel berichtet ist.

Eine erste wesentliche Beobachtung an dieser Geschichte ist die altbekannte und doch oft vernachlässigte Tatsache, dass die Bibel in weiten Teilen ein Männerbuch ist. Männer haben diese Texte geschrieben, Männer stehen zumeist auch im Mittelpunkt der Handlung und Männer waren es schließlich,

denen es lange vorbehalten war, diese biblischen Texte weiterzuerzählen und auszulegen. Kurzum: Die Bibel ist ein Männerbuch! Wir können es wohl auch dieser männlichen Dominanz zuschreiben, dass den Brüdern Kain und Abel eine eigene wohlsortierte biblische Geschichte gewidmet ist, während wir die Schwesterngeschichte von Lea und Rahel mühsam zusammenklauben müssen aus der breiten Erzählung über ihren gemeinsamen Ehemann Jakob: „Jakob dient um Lea und Rahel“ und „Jakobs Kinder“ – so heißen die Überschriften in der Lutherbibel. „Jakob dient...“ und „Jakobs Kinder“ – Jakob ist das Subjekt und Lea und Rahel erscheinen nur als Objekte, Fußnoten, Randbemerkungen. Jakob, der Stammvater der 12 Stämme Israels, jeder Stamm führt sich zurück auf einen der 12 Söhne des Jakob, Jakob steht im Mittelpunkt. Aber wer hat denn diese 12 Söhne geboren? Etwa Jakob selbst? Natürlich nicht! Und weil das so ist, weil Jakob seine 12 Söhne ja nicht selbst gebären konnte, weil bei allem männlichen Größenwahn doch den Frauen die wichtigste aller Aufgaben vorbehalten bleibt, weil nicht nur von Stammvätern, sondern auch von Stammmüttern zu reden ist, deshalb erfahren wir glücklicherweise auch einiges über die Schwestern Lea und Rahel.

Aber fangen wir vorne an:

„Laban hatte aber zwei Töchter, der Name der älteren war Lea, der Name der jüngeren war Rahel. Die Augen Leas waren schwach ...“ (das meint hier, wie Luther es übersetzt: „ohne Glanz“, vom Urtext her könnte man durchaus auch sagen „sie guckte blöd“, „sie stierte“) „...“, Rahel aber war schön von Gestalt und schön von Angesicht. Jakob liebte Rahel.“ (1. Mose 29,16-18a).

Ja, liebe Frauen, jetzt können Sie sich denken: So sind die Männer! Schauen nur auf das eine – Jakob genauso wie der biblische Erzähler, da gibt's nur eins von den Frauen zu sagen: „Sie sieht gut aus oder sie schaut ein bisschen blöd aus der Wäsche!“

Etwas mehr wird uns nun aber doch verraten: Auch das Alter spielt eine Rolle – genau wie bei den Männern, genau wie bei Kain und Abel, genau wie bei Jakob und Esau, genau wie so

oft in den biblischen Erzählungen und auch im Leben. Es ist wichtig, es ist von entscheidender, ja prägender Bedeutung, ob Sie der oder die Erstgeborene sind oder Sandwichkind oder Nesthäkchen... Nach der altorientalischen Tradition ist der Erstgeborene ganz klar der Bevorzugte, der Erbe nämlich. Bei Gott kann das aber ganz anders aussehen, das haben wir vor zwei Wochen schon gehört: „Gott sieht Abel – den Jüngeren – und sein Opfer gnädig an, aber Kain, den Erstgeborenen, und sein Opfer, sieht er nicht gnädig an.“ (1. Mose 4,4-5) Und heute, ganz entsprechend: „Leas Augen“, die Augen der Erstgeborenen, „waren schwach, Rahel – die Jüngere – aber war schön. Schön von Gestalt und schön von Angesicht.“ Da gerät der Mann im Erzähler fast ins Schwärmen.

Wie schon bei Kain und Abel schweigt der Erzähler hier nicht über die Ungerechtigkeit des Lebens, die auch den menschlichen Vorstellungen und Traditionen vollkommen zuwiderläuft. Ist es nicht das, was wir alle kennen? Diese Ungerechtigkeit, die uns wahnsinnig machen kann oder auch abstumpfen lässt, so als könne man sich daran gewöhnen? Diese Ungerechtigkeit, die uns in besonders harten Fällen auch einfach nur sprachlos, ohnmächtig werden lassen kann? Der oder die eine ist begünstigt, ein Glückskind des Lebens – ohne Verdienst, ohne, dass das in irgendeiner Weise zu erklären oder zu rechtfertigen wäre – und der oder die andere ist benachteiligt. Und wenn einem das Leben schon übel mitspielt, dann auch richtig, das hängt zusammen: Man ist nicht einfach nur wie Lea hässlich, das wäre schon schlimm genug, man ist ja dann auch ungeliebt, unberücksichtigt, auf dem Abstellgleis. Und wer weiß, was noch nicht alles. Pech gehabt! Die Bibel schweigt nicht über diese Ungerechtigkeit des Lebens. Sie prangert sie hier auch nicht an. Sie berichtet einfach nur. Und war es bei Kain und Abel Kain, der Benachteiligte selbst, der versuchte die Ungerechtigkeit gewaltsam aus der Welt zu schaffen (so gebiert Ungerechtigkeit Unrecht, „Sünde“), so sind es hier zwei andere, die versuchen, den Nachteil der Lea auszugleichen. Ihr Vater Laban ist der erste. „Ja, das ist“, so könnte man meinen, „die würdige Aufgabe eines Vaters: Solche unabänderlichen

Benachteiligungen auszugleichen.“ „Nein“, so könnte man anders herum sagen, „das geht nicht, er muss die beiden gleich behandeln, unabhängig von ihren Möglichkeiten und Fähigkeiten.“ Sei es wie es sei: Laban verspricht dem Jakob zwar die geliebte Schönheit Rahel, schiebt ihm aber in der Hochzeitsnacht das ungeliebte hässliche Entlein, die Lea, unter. Das Interesse der Erzählung liegt hier wieder ganz bei Jakob, dem betrogenen Betrüger. So wiederholt sich die Geschichte: Hatte Jakob einst die Blindheit seines Vaters ausgenutzt, um sich an Stelle des erstgeborenen Bruders Esau den Segen des Vaters zu ergaunern, so ist er hier durch die Dunkelheit der Nacht, einen lieblich anmutenden Gesichtsschleier möglicherweise und sicherlich auch viel Wein selbst zum Blinden und Betrogenen geworden und nach vollbrachter Nacht funkeln ihn im morgendlichen Ehebett nicht die schönen Augen der geliebten Rahel an, sondern es stieren nur die blöden Augen der Lea. Was für ein Erwachen!

Wie gesagt: Der Erzähler ist in diesen Momenten ganz bei Jakob und Laban und verliert leider Gottes kein einziges Wort über Lea und Rahel. Auch wenn wir somit auf Vermutungen angewiesen sind, ist es doch nicht zuviel spekuliert, wenn ich sage, dass deren beider Leben und auch ihr Verhältnis zueinander als Schwestern ohne ihr eigenes Zutun, ohne eigene erkennbare Schuld nunmehr dramatische und leidvolle Züge angenommen hat. Die Schwesterngeschichte von Lea und Rahel ist an diesem Punkt eine Geschichte machtloser, ja unterdrückter Menschen. Eine Geschichte von Menschen, die zwar auf der Suche nach ihrem Lebensglück (und sei es nur ein eigenständiges, selbstbestimmtes Leben) sind, deren gesellschaftlicher Stand – in diesem Fall als Frauen und Töchter – aber zu gering ist, um ein solches eigenes, selbstbestimmtes Leben zu verwirklichen. Und auch das kennen wir! Sicherlich nicht mehr in dieser althergebrachten Form, dass die Töchter von ihren Vätern verheiratet werden. Aber wer kann denn nicht Punkte in seinem Leben benennen, wo andere das Sagen, den Einfluss, die Macht hatten? Wichtige Entscheidungen, die man eben nicht selbst getroffen hat, sondern die andere für einen getroffen haben. Situationen, in

denen man selbst nur sprachlos und ohnmächtig war und dafür dann andere umso lauter das Wort ergriffen haben. Dauerhafte Konstellationen und Beziehungsgeflechte auf der Arbeit, in der Schule, unter Freunden und nicht zuletzt, sondern vor allem auch in der Familie. Da sind die Rollen i.d.R. ganz klar verteilt. Wer was zu sagen hat. Und wer wann zu schweigen hat. Und genau so befinden zunächst Laban und Jakob über das Schicksal von Lea und Rahel und der biblische Erzähler verliert kein Sterbenswörtchen, nicht einen Halbsatz über Rahel, die ihren Geliebten nicht heiraten durfte! Welche Gewalt hat ihr Vater Laban wohl angewandt? Reichten da mahnende Worte oder musste er sie in der Hochzeitsnacht wegsperren? Und kein Wort, nicht ein Halbsatz auch über Lea! Selbst wenn wir annehmen wollten, dass sie zu dem ganzen Betrug ihr Einverständnis gegeben hätte, weil sie etwa bei sich dachte: „Wenn's erst mal geschehen ist, wird Jakob am Morgen schon vernünftig sein und mich vielleicht nach einer schönen Hochzeitsnacht im Dunkeln oder notfalls auch mit der Zeit mehr und mehr lieb gewinnen...“ – selbst wenn wir annehmen wollten, dass Lea so dachte: Der Morgen danach mit Jakobs Aufruhr und seinem blanken Entsetzen wird auch für sie entsetzlich gewesen sein. Und vielleicht hat sie ja ihr Einverständnis zu dem ganzen Handel auch gar nicht gegeben. Vielleicht musste auch sie nur tun, was Vater Laban ihr in gut gemeinter Fürsorge befahl.

So oder so: Die Rollen zwischen Lea und Rahel sind fortan verteilt und neben die gegebene Ungerechtigkeit, dass die eine schön, die andere hässlich ist, tritt nun eine lebenslange Rivalität der beiden Schwestern als Ehefrauen und Liebhaberinnen, neben der sich die Geschichte von Kain und Abel wie ein fröhliches Kindermärchen anhört. Denn die Lösung, die Jakob und Laban aushandeln, lässt Lea und Rahel lebenslange Konkurrentinnen um die Liebe und die Anerkennung des Jakob sein: Beide, nach Lea nun auch die geliebte Rahel, sollen Jakobs Frau sein! Genugtuung für Rahel, sicherlich, aber das Leid der ungeliebten Lea schreit so zum Himmel, dass nun nach Laban auch Gott selbst eingreift, um den Nachteil der Lea auszugleichen:

„Und als Gott sah, dass Lea...“ – wörtlich heißt es hier: – „... gehasst war ...“ (es steht hier nicht, von wem sie gehasst war, wir können uns das nur denken: vom eigenen Mann, von Jakob, und sicherlich nicht weniger, eher mehr noch gehasst von der Konkurrentin, von der eigenen Schwester) „... öffnete er ihren Schoß – machte sie fruchtbar –; Rahel aber war unfruchtbar!“ (1. Mose 29,31)

Damit ist dem Schwesternstreit zwischen Lea, der Älteren, der mit den blöden Augen, der Fruchtbaren, und Rahel, der Jüngeren, wunderschönen, aber unfruchtbaren Rahel, Tor und Tür geöffnet und wir sind mittendrin in der Geschichte der Schwestern Lea und Rahel auf der Suche nach ihrem Lebensglück, nach Erfüllung und Gelingen im Leben. War ihr Leben bislang von Männern fremdbestimmt, so erscheinen sie nun selbst als Subjekt der Handlung. In der Lutherbibel ist der entsprechende Abschnitt mit „Jakobs Kinder“ überschrieben. Viel besser sollte da aber stehen „Der Wettstreit des Gebärens/des Kinderkriegens zwischen der Lea und der Rahel“, von Jakob ist hier nämlich kaum die Rede. Er erscheint als Marionette seiner beiden Frauen: „Jakob tu dies, Jakob mach das!“ Und Jakob tut dann auch dies und macht das. Dem Willen der beiden konkurrierenden Schwestern hat er nichts entgegenzusetzen.

Es ist überhaupt interessant, aus welcher unterschiedlichen Perspektiven man diesen Abschnitt, den ich gleich zum Abschluss der Predigt vorlesen werde, hören kann: Die Perspektive des Jakob ist wie gesagt die Perspektive eines echten Pantoffelhelden. Am Stammtisch, bei Gesprächen etwa mit seinem Schwiegervater Laban, da markiert er den großen Mann, da weiß er ganz genau was er will und ist sogar recht erfolgreich. Zu Hause aber, so werden wir gleich hören, hat er nicht viel zu sagen. Da sitzt er, wenn man so will wie ein braver Hund unterm Tisch. Das ist die Perspektive des Jakob. Derselbe Pantoffelheld Jakob erscheint nun in der Perspektive der Geschichte des Volkes Israel als glorreicher Stammvater. Elf Söhne werden ihm hier geboren, der 12. Sohn wird später sozusagen nachgereicht (vgl. 1. Mose 35,16-18). Die von Gott gegebene große Verheißung an Jakob – „Dein Geschlecht soll

werden so zahlreich wie der Staub auf Erden und in alle Himmelsrichtungen, nach Westen, Osten, Norden, Süden, sollen deine Nachkommen sich ausbreiten, ja durch dich und deine Nachkommen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet sein!“ (1. Mose 28,14) –diese große Verheißung erfüllt sich hier. Jeder der Söhne Jakobs trägt den Namen eines der 12 Stämme Israels. Es ist die Geburtsstunde (oder besser gesagt: es sind dies die Geburtsstunden) des Volkes Israel. Heilige, bedeutsame Stunden, von denen hier berichtet wird!

Nebenbei gesagt: Von den Töchtern Jakobs ist in dieser Perspektive nicht die Rede, die interessieren offenbar nicht. Nur Dina wird erwähnt, weil sie später vergewaltigt wird, was wiederum Anlass zum Streit zwischen Männern gibt, über den dann natürlich wieder in aller Ausführlichkeit berichtet wird (vgl. 1. Mose 34). Aber das ist schon wieder eine andere Geschichte. Die Bibel erscheint gerade in der Perspektive der Geschichte des Volkes Israel als ein Männerbuch, das selbst einen Pantoffelhelden wie Jakob bei jedem altorientalischen Stammtisch zu höchsten Ehren kommen ließe: 11 Söhne und eine Tochter in gerade mal 29 Bibelversen (von 1. Mose 29,31-30,24) –alle Achtung! Der ist wirklich reich gesegnet!

Eine dritte – und nun wirklich atemberaubende – Perspektive auf diesen Text ist die der Schwestern Lea und Rahel. Diese Perspektive führt uns salopp gesagt in die Schlafzimmer und Kreißsäle Israels. Wir bleiben in dieser Perspektive nicht verschont von den Abgründen der Gefühle, die in diesem Konkurrenzkampf zwischen Lea und Rahel auf der Suche nach ihrem Lebensglück entstehen. Über die Ausgangssituation, für die beide nichts konnten, hatte ich bereits gesprochen: Lea ist die Ältere, die mit den blöden Augen, der Gott Fruchtbarkeit geschenkt hat. Rahel, die Jüngere, die Wunderschöne, die Unfruchtbare. Es mag Ihnen in dieser Perspektive der Schwestern einiges extrem oder übertrieben vorkommen – „So etwas passiert doch in Wirklichkeit nicht!“ Oder auch: „Früher mag sich das so zugetragen haben, aber doch nicht heute und bei uns“. Genau genommen ist es aber, wie schon die Geschichte von Kain und Abel, eine Beispielgeschichte, in der die Kontraste, das Schwarze und das Weiße, an einigen Stellen

vielleicht besonders dick aufgetragen sind, damit man es auch ja besser erkennt. Nicht jeder Streit zwischen Brüdern führt ja zum Brudermord – und doch erkennen wir darin das Motiv, das Grundgefühl, das hinter dieser Tat steht, aus unserem eigenen Leben. Rivalität. Neid. Ärger über eine ungerechte Benachteiligung.

Bei dieser Schwesterngeschichte nun geht es auch um Rivalität und Neid. Um ungerechte Benachteiligung und unverdienten Vorteil. Anders als bei Kain und Abel sucht hier aber nicht eine der beiden Schwestern die direkte Konfrontation: „Komm raus auf den Acker, ich hab was mit dir zu besprechen!“, und schon liegt Abel erschlagen da. Sondern es entspinnt sich ein letztlich lebenslanger Konkurrenz- und Überlebenskampf um das jeweils eigene Glück, der – das sage ich vorweg – für beide Frauen nicht glücklich endet. Im Thema der „Fruchtbarkeit“ bzw. der „Unfruchtbarkeit“ spiegelt sich ja so viel mehr als nur die Frage der Zeugungs- und Gebärfähigkeit! Es geht darin letztlich um gelingendes Leben. Um Lebenserfüllung. Um Sinngebung im Leben. Um die Träume und die Ziele für das eigene Leben. Und eben das erreichen weder die Lea noch die Rahel. Da stehen sie sich als Schwestern und als Ehefrauen sogar oftmals gegenseitig im Weg. Es ist die Geschichte eines verzweifelten Kampfes um das Lebensglück, die einem Sisyphoskampf gleicht: Immer wenn eine der beiden Frauen den Stein des eigenen Glückes mühevoll bis fast an den Gipfel gerollt hat, beginnt der Stein wie von selbst den Berg wieder hinunter zu rollen. Und wenn der Stein tatsächlich einmal bis auf den Gipfel gehievt wurde, wird sichtbar, dass dieser Gipfel doch nur ein kleiner Grat weit unterhalb des eigentlichen Gipfels ist.

Ich lese nun die Geschichte von Rahels und Leas Geschwisterkampf, wie sie im 29. und 30. Kapitel des 1. Buches Mose berichtet wird (29,31-30,24). Ich werde den Bericht hier und da ein klein wenig kommentieren und überlasse es Ihnen, liebe Gemeinde, ansonsten selbst, die verschiedenen Perspektiven, in denen da erzählt wird, als Hörerin und Hörer einzunehmen: Die Perspektive des Pantoffelhelden Jakobs, der nichts zu sagen hat. Die glorreiche Perspektive der Geschichte

des Volkes Israel und seiner 12 Stämme. Und die Perspektive der Schwestern Lea und Rahel auf der Suche nach ihrem Lebensglück. Man kann natürlich auch andere Perspektiven einnehmen und ich denke, letztendlich werden Sie als Hörerinnen und Hörer Ihre eigene Perspektive auf diese Erzählung finden, je nachdem, was Ihnen an diesem Text besonders auffällt, was Ihnen gefällt oder was Ihnen bitter aufstößt. Und nicht zuletzt natürlich auch: Was Sie selbst, in Ihrem Leben betrifft.

„Und als Gott sah, dass Lea gehasst war, öffnete er ihren Schoß – machte sie fruchtbar –; Rahel aber war unfruchtbar! So wurde Lea schwanger und gebar einen Sohn, den nannte sie Ruben, – das heißt übersetzt `Sohnessicht´ – denn sie sprach: ‚Der Herr hat mein Leiden angesehen. Ja, jetzt wird mein Mann mich lieben!‘“ (29,31-32)

Jeder der Kindesnamen, liebe Gemeinde, die nun folgen, hat eine Bedeutung. Eine Bedeutung, die uns etwas sagt über die Gefühle der Mutter, hier der Lea: „Sohnessicht“ – „Ach Gott, endlich hast du mein Leid als ungeliebte Frau gesehen! Nun lass doch meinen Mann Jakob aus der Sicht auf mich schauen, dass ich ihm einen Sohn geboren habe, die `Sohnessicht´, so dass er mich um dieses Sohnes willen liebt.“ Lea verwirklicht sich in ihrem ersten Sohn und auch in ihren weiteren Söhnen selbst. Jeder Name zeugt davon, wie sehr die Mutter Lea um Anerkennung ringt. Die Söhne sind ihr dabei Mittel zum Zweck.

„Und sie wurde wieder schwanger und gebar einen Sohn und sprach: ‚Ja, gehört hat Gott, dass ich die Gehasste bin, darum hat mir auch diesen – zweiten – Sohn gegeben.‘ Und sie nannte ihn Simeon – `Erhörung´“. (29,33)

Weil sie meinte, weil sie hoffte, dass Gott sie nun endlich erhört hatte und auch Jakob sie erhören und ihre Liebe erwidern würde.

„Und wieder wurde sie schwanger und gebar einen Sohn und sprach: ‚Jetzt aber wird mein Mann mir doch zugetan sein, sich bei mir anlehnen, denn ich habe ihm ja nun drei

„Söhne geboren!“, und sie nannte ihn Levi – `Lehne-an´.“
(29,34)

„Möge doch Jakob sich bei mir um dieses 3. Sohnes willen anlehnen!“

„Und wieder wurde sie schwanger und gebar einen Sohn und sprach: ‚Nun will ich dem Herrn danken!‘ und nannte ihn Juda – `Danksage´ –, und sie hörte auf zu gebären.“
(29,35)

Einmal, liebe Gemeinde, muss ja auch ein Ende sein! Hatte Lea nun wirklich ihr Glück gefunden – Juda, `Danksage´, „Danke Gott, nun endlich liebt mich mein Mann!“ – oder hat sie sich nur abgefunden mit ihrem Los als ungeliebte Frau? Wir erfahren es nicht. Aber es hätte alles bei diesem Dank bleiben können, wäre da nicht ihre Schwester Rahel, die Unfruchtbare:

„Als Rahel sah, dass sie dem Jakob kein Kind gebar, war Neid in ihr gegen ihre Schwester. Und sie sprach zu Jakob: ‚Schaffe mir Kinder! – wörtlich: ‚Her mir Kinder!‘ – Wenn nicht, so sterbe ich!‘

Da entbrannte Jakobs Zorn gegen sie und er sprach: ‚Bin ich denn etwa Gott, der dir keine Kinder schenkt?‘“ (30,1-2)

„Bin ich etwa dafür verantwortlich, dass Du keine Kinder kriegst? An mir liegt es nicht!“, so denkt er sich und sagt’s auch halb. Die vier Kinder der Lea sind schließlich Zeugnis genug für seine Fruchtbarkeit.

Wie tief ist nun ist die Verletzung, wie unsäglich ist das Leid der Rahel, dass sie den folgenden Vorschlag macht:

„‘Siehe’, sprach sie, ‚da ist meine Magd Bilha. Geh zu ihr, – damit sie schwanger wird – damit sie auf meinen Knien gebäre und so auch ich durch sie zu Kindern komme.‘“
(30,3)

Rahel, die Hebamme. Rahel, die Frau, deren Geruch dieses Kind als erstes riechen wird. Rahel, die Frau, an deren Brust dieses Kind liegen wird, auch wenn die Brust selbst keine Milch gibt.

„Und sie gab ihm Bilha, ihre Magd, zur Frau und Jakob ging zu ihr und Bilha wurde schwanger und gebar Jakob einen Sohn. Und Rahel – die Hebammenmutter – sprach: ‚Endlich

hat Gott mir Recht verschafft, er hat auch meine Stimme gehört und Recht geurteilt und mir einen Sohn gegeben'. Deshalb nannte sie ihn Dan – 'Urteiler' –.

Und noch einmal wurde Bilha, die Magd der Rahel, schwanger und gebar Jakob einen zweiten Sohn. Und Rahel sprach: ‚Ich habe über alle Maßen mit meiner Schwester gekämpft und konkurriert, einen Gotteswettkampf, und ich habe gesiegt!‘ Und sie nannte diesen Sohn Naftali – 'Wettkämpfer' –.“ (30,4-8)

Nun, liebe Gemeinde, scheint Rahel ihren Frieden gemacht zu haben. Sie hat sich auch als „Unfruchtbare“ arrangiert mit dem Leben, mit der Situation. So unglaublich diese Geschichte für uns auch klingt. Es ist schon erstaunlich, was diese beiden Frauen einsetzen, um ihr Glück zu finden! Und sie wären ja schon mit so wenig zufrieden! Für einen kleinen Zipfel Lebensglück werden da unglaubliche Wege gegangen und Umwege ausgedacht, Not macht erfinderisch. Beide Frauen geben sich nicht einfach ihrem Leiden hin. Beide Frauen sind nicht einfach nur Opfer ihrer so unglücklichen Situation, Opfer der patriarchalen Ordnung, in der über sie verfügt wird und in der sie selbst nichts zu sagen haben. Nein, Rahel und zuvor auch Lea suchen nach Lösungen. Keine billigen Kompromisse, sondern Lösungen, die sie selbst auch tragen können, die tragfähig sind. Natürlich muss da Eigenes zurückgestellt werden, Einschränkungen werden gemacht. Es ist ein Kampf, es ist viel Arbeit und auch viel Leid, die zur Ruhe, zum Dank führen. Leider für beide immer nur für kurze Zeit, denn was für die eine Ruhe bedeutet, stürzt sogleich die andere in Unruhe, ist für die andere unerträglich:

„Als nun Lea sah, dass sie selbst nicht mehr gebar, nahm sie ihre Magd Silpa und gab sie Jakob zur Frau.“ (30,9)

Wie schon gesagt: Der Pantoffelheld Jakob hat hier nichts mehr zu melden!

„Und Silpa, Leas Magd, gebar Jakob einen Sohn. Und Lea sprach: ‚Was für ein Glück!‘ und nannte ihn Gad – 'Glück!' –

–

Und Silpa, Leas Magd, gebar Jakob einen zweiten Sohn. Und Lea sprach: ‚Dieser dient zu meiner Seligkeit, denn selig

preisen mich die Töchter. Und sie nannte ihn Asser – `Selig´.“
(30,10-13)

Nun endlich scheinen wir an einem Punkt zu sein, an dem nun wirklich beide Frauen zufrieden sind, sich vielleicht sogar nicht nur abgefunden haben, sondern tatsächlich `glücklich´, `selig´ sind. Jeder Konkurrenzkampf muss doch irgendwann einmal ein Ende haben!

Doch gerade in diesem Gleichgewicht passiert dann etwas anderes, ein dummer Zufall, wenn man so will.

Ruben, der erste Sohn der Lea, `Sohnessicht´, findet auf einem Feld „Liebesäpfel“. Der alte Konflikt wird dadurch neu angeheizt. Er bringt die Äpfel seiner Mutter Lea. Aber Rahel hat davon Wind bekommen und nun spricht sie ihre Schwester direkt an. Seit langer Zeit haben die beiden nicht mehr direkt miteinander geredet. Jahre, so können wir vermuten, ohne ein direktes Wort. Wortlose Jahre, nur die Namen ihrer Söhne waren Botschaften. Aber jetzt ist es soweit, dass Rahel sich erniedrigt, zu ihrer Schwester Lea geht und dieser ihr ganzes Leid, ihre Schwäche, ihr Lebensunglück, ihr Scheitern offen eingesteht und sie bittet:

„Gib mir doch von diesen Liebesäpfeln deines Sohnes!“
(30,14)

„Hilf mir doch zu meinem Lebensglück!“ Sie wird das vielleicht auch etwas anders gesagt haben, grob gefordert haben: „Her mit den Äpfeln! Was willst denn Du damit?“ In der Sache bleibt es aber dasselbe. Rahel ist nicht in der Position zu fordern, so schroff sie ihre Bitte auch formulieren mag. Rahel, die Erniedrigte. Rahel, die Hilflose, die sich verzweifelt an den letzten Strohalm klammert.

Aber auch Lea auf der anderen Seite ist verletzt. Sie kann es nicht fassen, was die Schwester da fordernd von ihr erbittet. So rundherum `glücklich´ und zufrieden ist sie denn doch nicht in ihrem Leben. Ihre `Seligkeit´ steht auf einem wackligen Fundament, ein notgedrungenes, unsicheres Arrangement, dass nun wie ein Kartenhaus zusammenfällt. Die Bitte ihrer Schwester, vielleicht auch ihr fordernder Tonfall vergegenwärtigen ihr das ganze eigene Unglück und aus der

Sicht dieses eigenen Unglücks erscheint ihr ihre Schwester einfach nur maßlos:

„Hast Du nicht genug daran, dass Du mir meinen Mann - den ich als erste geheiratet habe! - weggenommen hast? Und nun willst Du die Liebesäpfel meines Sohnes wegnehmen!“ (30,15a)

Hier hören wir den Zorn vieler Jahre, die Verletzung eines ganzen Lebens, die Verzweiflung einer Frau, die erkennt, dass sie in ihrem Leben vergeblich um `Glück` und `Seligkeit` gekämpft hat. Ihre unausgesprochene Antwort an die Schwester lautet: „Nein!“

Aber Rahel weiß sich zu helfen. Sie hat ihre eigene Schwachstelle offenbart, aber sie kennt auch die Schwachstelle ihrer Schwester. Und spätestens das zornige „Nein!“ hat gezeigt, dass auch bei dieser der Stachel sehr tief sitzt.

„Nun denn“, sagt Rahel, – nun ganz ohne Grobheit und Zorn, im geschäftlichen Tonfall –, soll Jakob doch noch mal für eine Nacht bei dir schlafen im Tausch gegen die Liebesäpfel deines Sohnes.“ (30,15b)

Nun ist also auch das Lebensunglück und Scheitern der Lea, ihre verschmähte Liebe, offen ausgesprochen. Nun begegnen sich die beiden Schwestern auf gleicher Höhe und schauen einander in die rotumränderten, verweinten Augen.

Auf dieser Ebene, von Auge zu Auge, kommt es tatsächlich zur Einigung, zum Handel: Jakob, der sich einst als geschickter Käufer erwiesen hatte, als er das Erstgeburtsrecht im Hause Isaak von seinem älteren Bruder Esau gegen ein schmackhaft-verlockendes Linsengericht gekauft hatte als dieser gerade erschöpft vom Acker kam (vgl. 1. Mose 25,29-34), eben dieser Jakob wird nun vom Käufer zum Gekauften. Ein zweites Mal wiederholt sich die Geschichte. Lea, die glückliche Käuferin, eilt ihm in der Erwartung einer verlockenden Liebesnacht schon entgegen, als diesmal er erschöpft vom Acker kommt. Wir sehen hier auch noch einmal wie groß die Distanz der Schwestern zueinander geworden ist: Obwohl sie denselben Mann haben, trennen sie nicht nur verschiedene Gemächer,

sondern sogar getrennte Häuser. „Heute kommst Du zu mir!“ ruft sie ihm entgegen. „Gehe nicht deinen üblichen Heimweg, sondern hier entlang, zur mir!“ Jakob hat hier wirklich nichts mehr zu bestellen – außer seinem Acker. Jakob der Pantoffelheld. Lea teilt ihm ganz unaufgefordert sogar die Einzelheiten des für Jakob wenig ruhmreichen deals mit:

„'Zu mir musst du (heute) kommen! Ich habe dich mit den Liebesäpfeln meines Sohnes gekauft – für eine Nacht habe ich dich `verdingt`, zu einer Sache gemacht.'“ (1. Mose 30,16)

Und unser Held Jakob geht einfach mit ihr, schläft mit ihr und tatsächlich wird sie schwanger und bekommt ihren fünften Sohn und spricht:

„'Gott hat mir (dinglich) gelohnt, dass ich meine Magd meinem Mann gegeben habe.' Und sie nannte ihn Issachar – `Gedinglohn`–

Und noch einmal ward Lea schwanger und gebar Jakob ihren sechsten Sohn und sprach: ‚Gott hat mich reich beschenkt; nun wird mein Mann doch bei mir bleiben, denn ich habe ihm sechs Söhne – ein halbes Dutzend! – geboren‘. Und sie nannte ihn Sebulon - `Bleibt-bei-mir`.“ (30,18-20)

Nun endlich kann Lea also `aufrecht`¹ gehen! Jakob ist nicht nur für eine verdingte Nacht bei ihr geblieben. Eine Frau am Ziel ihres Lebens, so scheint es.

Wir hören sogar noch von einer weiteren Nacht, die Jakob bei ihr bleibt (oder in der er zu ihr zurückkehrt) und wieder wird sie schwanger:

„Danach gebar sie eine Tochter und nannte sie Dina.“ (30,21)

Von dieser Tochter hatten wir bereits gehört. Die einzige Tochter Jakobs, die überhaupt erwähnt wird, und das auch nur weil sie einem Gewalttäter zum Opfer fällt. Der Name der Dina wird hier nicht eigens erklärt. Er kann aber mit dem

¹ Es ist auch eine andere Übersetzung für diesen Vers möglich: „Nun wird mein Mann mich doch aufrichten...“. „Sebulon“ bedeutet dann entsprechend „Aufrecht/Aufgerichtet“.

hebräischen Wort für das „Recht“ in Zusammenhang gebracht werden. Darin zeigt sich dann doch wieder das ganze Scheitern der Lea auf ihrer Suche nach dem Lebensglück: „Recht“ ist gewollt, aber „Unrecht“ geschieht. „Glück“ ist gesucht, aber in Vielem ist Leas Leben von „Unglück“ geprägt. Die `aufrechte´ Lea muss auf ihrer Suche nach dem Lebensglück viel Unglück erdulden.

Und auch ihrer Schwester Rahel ergeht es nicht anders. Zunächst scheint sich alles zum Guten zu wenden:

„Gott aber gedachte Rahels, er erhörte sie und öffnete ihren Schoß – machte sie fruchtbar –, sie wurde schwanger und gebar einen Sohn und sprach: ‚Hinweggeschafft hat Gott meine Schmach!‘ Und sie nannte ihn Joseph – `Gebehinzu!´ – und sprach: ‚Gebe mir Gott doch noch einen Sohn hinzu!‘“ (30,22-24).

Endlich der erste eigene Sohn, was für ein Glück! Aber damit ist es ihr nicht genug. Nach so langer Zeit vergeblichen Wartens kann doch Gott ihr nun auch einen zweiten Sohn hinzugeben, oder? Die späte Mutter Rahel scheint am Ziel ihrer Träume ihr Lebensglück noch immer nicht gefunden zu haben: „Gebehinzu!“ Tatsächlich wird Gott ihr noch einen Sohn schenken, davon wird dann später berichtet (vgl. 35,16-18). „Ben-jamin“, `Sohn des Glücks´ wird Jakob ihn nennen, Rahel selbst wird ihn aber „Ben-Oni“, `Sohn meines Unglücks´ nennen, denn tatsächlich ist er ihr Verderben. Sie stirbt bei der Geburt.

Soweit die Geschichte der Schwestern Lea und Rahel auf der Suche nach ihrem Lebensglück. Es ist zugegebenermaßen keine wirklich beglückende Geschichte. Wer hier die vielzitierte „Frohe Botschaft“ sucht, wird diese am ehesten in der Perspektive der Geschichte des Volkes Israel finden: Die 12 Stammesväter Israels werden geboren! In dieser Perspektive erhalten die Namen der Stammesväter sogar später noch neue Deutungen als Jakob vor seinem Tod jeden der Söhne mit einem je eigenen Sinnspruch segnet (vgl. 1. Mose 49). So können sich im Blick der Geschichte die Ereignisse und Erfahrungen des Lebens erklären...

Für mich persönlich ist es aber auch wirklich „Frohe Botschaft“, „Evangelium“, dass diese Geschichte von Lea und Rahel

überhaupt in dieser Weise erzählt wird. Es gibt durchaus gegenläufige Tendenzen, das hatte ich bereits zu Beginn gesagt: Die erzählenden Männer schweigen oft mehr von den Frauen als dass sie von ihnen reden oder sie gar zu Wort kommen lassen. Im Blick auf die konkrete Geschichte der Schwestern Lea und Rahel (und auch in der Erinnerung an die Brüdergeschichte von Kain und Abel) ist außerdem noch hinzuzufügen, dass es ja durchaus nahe gelegen hätte, diese Geschichten zu kürzen oder sogar ganz zu verschweigen. Ich denke, es ist wirklich hoffnungsvoll für unser Leben und bestärkend für unseren Glauben, dass hier nicht einfach nur steht: „Jakob bekam 12 Söhne“ (deren Namen dann vielleicht genannt, aber nicht erklärt wären). Bei allen gegenläufigen Tendenzen ist eben doch festzustellen, dass diese Geschichte, so wie sie ist, als biblische Geschichte, als Geschichte Gottes mit den Menschen erzählt wird und dass sie das Leid und das ertragene Unrecht und das Scheitern der beiden Frauen gerade nicht verschweigt! Wir erhalten einen wirklich authentischen Blick auf das Leben von Lea und Rahel und darin zugleich auch auf unser eigenes Leben mit seinen Erfahrungen des Glückes, aber eben auch des Unglückes. Erfahrungen der Hoffnung, aber eben auch der Anfechtung. Erfahrungen des Gelingens, aber eben auch des Scheiterns. Und das alles immer im Horizont der Geschichte Gottes mit uns Menschen. Aus diesem Zusammenhang fallen wir selbst an den tiefsten Punkten unseres Lebens nicht heraus!

Mit der Predigt über die Brüder Kain und Abel und nun auch über die Schwestern Lea und Rahel ist nun unversehens eine Einleitung zur geplanten Predigtreihe über Familiengeschichten im kommenden Frühjahr geworden. Auch dort erwarten uns z.T. deftige und derbe Geschichten. Geschichten, die verwundern und aufhorchen lassen. Geschichten, in denen – gerade weil sie so gegenläufig sind – das Leben in seiner ganzen knackigen Fülle und abgründigen Tiefe zu Wort kommt. Wie auch die heutige Geschichte von Lea und Rahel, wie auch die Geschichte von Kain und Abel sind es Geschichten des Lebens im Horizont der Liebe Gottes. Amen!

Liebe Gemeinde!

Ich lese den heutigen Predigttext, den Anfang der Geschichte von David und Bathseba aus 2. Sam 11,1-5:

Und als das Jahr um war, zur Kriegszeit, sandte David (den Feldherrn) Joab mit seinen Männern und mit ihm ganz Israel, damit sie das Land der Ammoniter angriffen und (die Stadt) Rabba belagerten. David (selbst) aber blieb in Jerusalem.

Und es begab sich, dass David zur Abendzeit aufstand von seinem Lager und auf dem Dach des Königshauses umherging; da sah er vom Dach aus eine Frau sich waschen; und die Frau war von sehr schöner Gestalt.

Und David sandte hin und ließ nach der Frau fragen, und man sagte (ihm): „Das ist doch Bathseba, die Tochter Eliams, die Frau Urias, des Hethiters.“

David aber schickte Boten und ließ sie holen. Und als sie zu ihm kam, schlief er mit ihr; sie aber hatte sich gerade gereinigt von ihrer Unreinheit.

Und sie kehrte in ihr Haus zurück.

Und die Frau ward schwanger und sandte hin und ließ David sagen: „Ich bin schwanger geworden.“

Soweit der Predigttext, den ich für heute ausgesucht habe. Die Geschichte von David und Bathseba – eine Liebesgeschichte wie ich behaupte! – geht noch weiter, sie kennen diese Fortsetzung vielleicht: David versucht die Schwangerschaft zu übertünchen. Er lässt den Mann der Bathseba, Uria, schnell aus dem Krieg nach Hause kommen. Uria soll mit seiner Frau schlafen, damit sich keiner wundert, warum sie schwanger ist. Aber Uria ist ein treuer Gefolgsmann des Königs, er lehnt eine solche Sonderbehandlung ab – „Fronturlaub im eigenen Ehebett? Nein!“ Pflichtbewusst wie er ist, bleibt er auch in Jerusalem lieber im Soldatenlager bei den Seinen. Also schickt David ihn zurück in den Krieg, ausdrücklich an die vorderste Front, das Minenräumkommando sozusagen, wo Uria wie erwartet, ja wie erhofft, stirbt. Der Weg für David und Bathseba ist also frei. David holt sie in sein Haus, die beiden heiraten,

Bathseba bekommt einen Sohn. Dieser Sohn wird aber namenlos bleiben, er muss sterben wie Uria gestorben ist. So trifft der Zorn Gottes den David und die Bathseba. Erst als David das erkennt, als er seinen Fehler einsieht, seine Sünde gesteht und vor Gott Buße tut, erst da kommt alles wieder auf den rechten Weg: Bathseba wird wieder schwanger, ein zweiter Sohn, der leben wird. Der gut leben wird, sein Reichtum und seine Weisheit sind bis in die heutige Zeit bekannt: Es ist Salomo, König Salomo, Sohn des David und der Bathseba.

Die Geschichte von David und Bathseba geht in die biblischen Annalen ein als eine der wohl skandalträchtigsten Geschichten. Eine Beispielgeschichte für Schuld und Sünde, auch für die Buße. (Der 51. Psalm, den wir vorhin gesungen haben, gilt z.B. als der Bußpsalm des David als er seine Schuld erkannt hat.)

Schuld, Sünde, Buße – das wird gemeinhin mit der Geschichte von David und Bathseba verbunden. Und übersehen wird dabei, was diese Geschichte auch ist: eine Liebesgeschichte.

Liebe Gemeinde!

Die Liebe verbirgt sich oftmals im Kleinen, Unscheinbaren. In dem, was andere Leute übersehen. In dem, was anderen womöglich anstößig ist – gerade darin finden der Liebende und der Geliebte Genugtuung. Freude. Gerade darin, im Querliegenden und Nichtigen erblickt der mit Augen eines Liebenden Schauende ein kleines Stück des Himmels. Es gilt genau hinzuhorchen, zu spüren, offen zu sein.

Fünf Verse hatte ich Ihnen als Predigttext vorgelesen: Wie David Bathseba sieht, sie holen lässt, mit ihr schläft, sie geht wieder weg und kurze Zeit später ihre Nacht: „Ich bin schwanger!“ Ich gebe offen zu: Nach einer romantischen lovestory klingt das nicht gerade. Und diese fünf Verse scheinen auch viel zu knapp, um überhaupt etwas von Liebe, ein Stück von diesem Himmel auf Erden, aufblitzen zu lassen. Und manchen mögen diese fünf Verse auch ganz schön in Rage bringen: „Von Liebe kann doch hier bitte sehr nicht die Rede sein! Lust und Begierde – darum geht es!“ Und eben das muss man doch trennen von Liebe. Diese aufdringliche und

platte Dummheit eines Mannes, David, der – wie es dargestellt ist – nur auf das Äußere schaut. Hauptsache, die Frau ist schön! Ab ins Bett mit ihr und danach alles vergessen und vorbei. David sieht Bathseba – Bathseba, die doch schon mit dem Uria verheiratet ist, aber eben darum soll es heute nicht gehen. Bathseba, die Badende, die schön Anzusehende. Er lässt sie holen – kein Wort an dieser Stelle über ihre Zustimmung, ihr Einverständnis: er lässt sie holen –, schläft mit ihr und danach darf sie wieder gehen. Noch nicht einmal für die berühmte Zigarette danach ist in unserer Erzählung Platz. Weg mit ihr! Weg mit Bathseba! Aus den Augen aus dem Sinn! Es ist das alte Lied der Macht der Männer über die Frauen, das „starke“ Geschlecht der Jäger sucht sich seine Beute ohne irgendeine Rücksicht. Machos aller Länder vereinigt Euch und huldigt dem David! Er weiß, wie's geht. Er hat's Euch vorgemacht: „Die Frau sieht gut aus? Lasst sie nur kommen! Ich zeige ihr, wer hier der Chef ist, ich schlafe mit ihr und dann nichts wie weg mit ihr!“ Triebe statt Liebe – wer wissen will, wie's geht, frage nur nach bei David.

Und Bathseba? Was tut sie eigentlich in dieser Geschichte? Was tut sie? Sie wäscht sich – nicht mehr, nicht weniger. Ganz alltäglich. Und das nächste, was der Erzähler sie tun lässt – nachdem alles andere schon geschehen ist, denn da tut sie nichts – ... das nächste, was der Erzähler sie tun lässt, ist nach Hause zurückzukehren. In allem anderen ist David der Chef, der Aktive, das Subjekt. Bathseba das Objekt, Bathseba das Opfer.

Was für eine abscheuliche Geschichte! Lust und Triebe statt Liebe! Ehebruch! Und immer wieder (bei vielen Auslegern) auch die Vermutung, ja der Vorwurf der Vergewaltigung: Was sollte die schöne Bathseba denn tun? Hatte sie überhaupt eine Chance, sich zu wehren – damals als Könige wie David noch echte Könige, Menschen mit uneingeschränkter Macht, Herren über Leben und Tod waren – nicht irgendwelche medienumlauerten royalties wie heute. Liebe wird hier zum Spiel der Mächtigen. Das ist abstoßend! Über solche Liebe wollen wir eigentlich nichts hören. Das ist überhaupt gar keine Liebe!

Das, liebe Gemeinde, ist eine Sichtweise auf diese Geschichte, eine durchaus mögliche Sichtweise.

Auch eine andere, zweite Sichtweise (die umgekehrte, wenn sie so wollen), kann uns nicht recht zufrieden stellen: Dass nämlich in Wirklichkeit gar nicht Bathseba, sondern der mächtige König David das Opfer ist. Nach dieser Sichtweise ist Bathseba diejenige, die die Strippen in der Hand hält: Die mit den Waffen einer Frau geschickt den König verführt und ihn in eine selbst für einen König äußerst unangenehme Notlage bringt. Bathseba, die verführerisch schöne Frau. Sie hat sich ihren gesellschaftlichen Aufstieg von der einfachen Soldatenfrau zur Königin, die sie sein wird, mit hinterhältiger Berechnung und viel Verführung erschlafen. David ist der übertölpelte König, der über seine eigenen Triebe sogar als König beinahe stolpert. Auch in dieser zugegeben in heutiger Zeit nur selten favorisierten Auslegung können wir keine rechte Liebesgeschichte entdecken. Auch hier regieren Triebe, regiert Berechnung und eine Macht, die letztlich allein den eigenen Zwecken dient: Egoismus bei Bathseba oder bei David, das bleibt sich letztlich gleich. Egoismus, der schließlich sogar über Leichen geht – denken wir nur an Uria, den eigentlichen Ehemann der Bathseba, der zur Vertuschung der ganzen Affäre aus dem Weg geräumt wird. Darin ist nun wirklich nichts von einer Liebesgeschichte zu finden!

Und trotzdem bleibe ich dabei: Für mich ist die Geschichte von David und Bathseba eine Liebesgeschichte und ich lade Sie herzlich zu einer kleinen Spurensuche ein. Lassen Sie sich darauf ein, dass wir auf die leisen und hintergründigen Töne unserer Erzählung hören. Lassen Sie uns auf das achten, woran wohl sonst gerne vorbeischaudert wird, weil es zu unscheinbar erscheint oder vielleicht auch zu anstößig. Begeben wir uns auf die Suche nach den Spuren einer Liebe:

Am Anfang steht dabei eine ganz einfache Feststellung: Letzten Endes hat Gott die Ehe von David und Bathseba gesegnet! Letzten Endes hat Gott das Füllhorn seines Segens auch über dem Ehebrecher David und der allzu verführerischen Bathseba ausgeschüttet: Sie bekommen einen Sohn und Thronfolger, Salomo, und gehören somit letztlich

sogar zur edlen Gesellschaft der Urahnen, der Vorfahren Jesu (vgl. Matthäus 1,6).

Natürlich, ich sagte es bereits: Dieser Sohn, Salomo, wird erst später geboren, nachdem David vor Gott Buße getan hat, nach dem Wendepunkt der ganzen Geschichte von Sünde und Buße. Und der erste Sohn der Bathseba und des David muss sogar namenlos sterben. Aber immerhin: Salomo, der zweite, wird geboren! Wenn wir uns erinnern, wie ausdrücklich in der Bibel darauf Wert gelegt wird, dass allein Gott es ist, der den Schoß einer Frau fruchtbar oder unfruchtbar sein lässt, dann sehen wir, welchen Segen er David und Bathseba da gibt: Sara, Rebekka, Rahel, die Stammmütter Israels, alle waren sie unfruchtbar und wurden erst auf Gottes Geheiß fruchtbar. Elisabeth, die Mutter Johannes des Täuflers kann ihre Schwangerschaft im Greisinnenalter kaum glauben und Maria, die Mutter Jesu ist noch so jung, dass sie – wie die Bibel es ausdrückt – noch „von keinem Mann wusste“. Gott allein ist der Herr nicht nur über den Tod, sondern auch über das Leben. Und auch die zwei Bücher Samuel, aus der unser Predigttext stammt, beginnen mit einer solchen Geburtsgeschichte: Hanna, die Mutter des Samuel, muss Gott erst im Gebet bitten, bevor sie ihren Sohn bekommen kann (1. Samuel 1). So gesehen sind die Schwangerschaften der Bathseba geradezu unkompliziert. Die biblische Gleichsetzung von Unfruchtbarkeit und fehlendem Segen auf der einen und von Fruchtbarkeit und Segen auf der anderen Seite mag uns heute als sehr einfach erscheinen. Unpassend vielleicht sogar, wenn wir bedenken, dass auch kinderlose Partnerschaften segensreich sein können. Und wirklich ausgesprochen hart, wenn wir bedenken, wie viele Menschen, Frauen und Männer, unfruchtbar sind und wie sehr diese Unfruchtbarkeit auch auf einer Beziehung, auf einem Leben lasten kann. Aber auch darum soll es heute nicht gehen. Das wäre ein eigenes riesiges und wirklich schwieriges Thema. Wichtig ist mir hier festzuhalten, dass die beiden Schwangerschaften von Bathseba Segen bedeuten – sogar vor dem Hintergrund, dass der erste Sohn der Bathseba namenlos bleiben wird, sterben muss. Die beiden Schwangerschaften der Bathseba spiegeln eine Beziehung, ja

eine Liebe wider, die ganz offenbar nicht einfach war. Die nicht ohne Anstoß geblieben ist. Nicht ohne Kampf. Nicht ohne Verleugnung. Nicht ohne Fehler. Ja, nicht ohne Schuld. Eine wirklich schwierige Liebesbeziehung, die gerade am Anfang galant gesagt „noch viel Wachstumspotential hat“, in der gerade am Anfang vieles schräg und schief und falsch ist. Und doch ist es auch hier schon eine echte Liebesbeziehung! Vielleicht wissen das an dieser Stelle noch nicht einmal David und Bathseba – oder sie wollen es nicht wissen. Die einfache Feststellung am Ende unserer fünf Verse „Und Bathseba ward schwanger“ mag in unseren Ohren klingen wie ein folgenschweres Malheur. In biblischer Perspektive aber bedeutet sie Segen. Reinen Segen. In biblischer Perspektive bedeutet sie: Auch hier ist Liebe! Und so geht es nicht an, in David und Bathseba nur den Vergewaltiger und die Verführerin zu sehen. So ungewohnt es uns in unserer heutigen Zeit sein mag: Der letzte Vers des Predigttextes zwingt uns geradezu dazu, in der Liebesnacht von David und Bathseba mehr zu sehen als nur Triebhaftigkeit, Egoismus oder Machtbesessenheit. Es geht um mehr als um das Offensichtliche, Moralische, Abstoßende. Liebe verbirgt sich oftmals im Kleinen, im Unscheinbaren. In dem, was wir hinter den Dingen erspüren, ja erahnen können. Und tatsächlich! Wir können in der Geschichte von David und Bathseba auch eine ganz normale, ja geradezu klassische Liebesgeschichte sehen, wie sie sich zu allen Zeiten überall auf der Welt selbst noch heute zugetragen haben könnte und zuträgt: Da ist ein Mann, David, der sich nach langer Zeit fern der Heimat im Krieg eine Pause gönnt. Heimaturlaub, Kur sozusagen. Er genießt die Ruhe, entspannt sich, verbringt die Zeit mit Spaziergängen und versucht langsam abzuschalten von dem, was ihn sonst in Atem hält. Er will seinen Blick wieder klar zu kriegen für das Eigentliche im Leben, das Normale, er will Kraft schöpfen. Und eben so sieht er Bathseba, eine wunderschöne Frau. Ganz unvermittelt ist sie ihm vor Augen, ganz unerwartet. Aber genau so ist das ja mit der Liebe. Wir können sie nicht erzwingen. Sie schenkt sich uns, wird uns geschenkt. David sieht von seiner Dachterrasse aus Bathseba beim Baden und ist

wie vom Donner gerührt. Der entscheidende Moment. Es ist die sprichwörtliche „Liebe auf den ersten Blick“. Es funkt und knistert. Eine Szene mit zarter Erotik, wie David da die Bathseba erblickt. Eine spannende Frage, ob sie ihn wohl auch gesehen hat? Den König da oben auf dem Dach, der auf einmal Mensch geworden ist. Liebender Mensch.

Was nun weiter erzählt wird, entspricht – wenn wir einmal jeden Argwohn gegenüber David und Bathseba fallen lassen – der klassischen Rollenverteilung zwischen Mann und Frau zu Beginn einer Beziehung: Nach 5 Jahren Ehe mag die Frau wohl die Hosen anhaben, aber wenn es um das Kennenlernen geht, dann muss – klassischerweise! – der Mann ran. Er ist der Aktive oder er ist ein Schwächling! Der Mann muss die Frau zum Tanz auffordern. Damenwahl ist selten und Frauen, die zu stark, zu eigenmächtig, zu wenig Opfer sind, machen jedem Raubtier im Manne Angst. Wir mögen diese Rollenverteilung, die die Natur oder die Tradition oder die Konvention uns – und wie viel mehr dem David und der Bathseba! – mit auf den Weg gegeben hat, seltsam finden. Und natürlich ist auch jedes Kennenlernen ganz eigen und neu, da geht es nicht um Rollen, die irgendwer zu spielen hat und in neueren Zeiten brechen diese Rollenmuster ja sowieso auf. Aber es führt in jedem Falle zu weit, aus dem hier gegebenen Bericht den Strick für David oder Bathseba zu knüpfen. Natürlich: Die beiden – David und Bathseba – haben die Ehe gebrochen. Das ist ihre Schuld und darüber wird in den noch folgenden fast zwei Kapiteln der Bibel auch ausgiebig verhandelt, ich hatte es anfangs bereits geschildert. Aber dass er – David – der Aktive, der Dominante ist in diesem Kennenlernen macht ihn noch lange nicht zum Vergewaltiger. Und dass sie – Bathseba – betörend schön aber ansonsten passiv ist, macht sie noch lange nicht zur berechnenden Verführerin. Wir müssen die Schuld der beiden nicht darin suchen, dass sie sich wie es scheint ineinander verliebt haben. Und eben diese Liebe von David und Bathseba geht – das ist zumindest meine Meinung – fast unter angesichts ihrer moralischen Verfehlung und dem weiteren Bericht über Schuld und Buße. Diese Liebe geht fast unter in der Kürze des Berichts, der an dieser Stelle gegeben ist. Diese

Liebe geht fast unter in dem nur allzu klassischen Spiel des Kennenlernens, in dem beide – David und Bathseba – die nur zu bekannten und gewohnten Rollen von Mann und Frau spielen. Aber – und das ist meine Behauptung: Es geht um Liebe! David und Bathseba sind ein echtes Liebespaar. Die Geschichte von David und Bathseba ist auch die Geschichte einer richtig großen Liebe. Zugegeben: Einer großen Liebe mit großen Hindernissen. Aber welche Liebe kommt schon ohne Hindernisse aus?

Natürlich: Die Geschichte lässt sich schwer messen an den Maßstäben unserer tagtäglich im Fernsehen aufs Neue genährten romantischen Vorstellungen von einer großen Liebe. Aber sind diese Vorstellungen überhaupt richtig? Und sind die Liebesromanzen, die wir uns nur allzu gern im Kino, im Fernsehen oder auch in der Werbung vorgaukeln lassen, wirklich erstrebenswerter als das wirkliche Leben mit seinen Höhen und Tiefen, als die wirkliche Liebe einer meinetwegen auch schwierigen Beziehung? Liebe ist immer etwas Eigenes, Neues, Persönliches. Und der wahre Wert der Liebe erschließt sich nicht allein in ihrer Romantik. Es ist von daher schon sehr bedenklich, welche immensen Stellenwert romantische Liebes- und Beziehungsideale in unserer Gesellschaft haben.

Und eben hier erkennen wir die Größe der Liebesgeschichte von David und Bathseba, die sich eben nicht an solchen romantischen Idealen misst. Die uns eben keine glückstrunkene Schein- und Glitterwelt zeigt. Nein, diese Erzählung über David und Bathseba ist erstaunlich offen. Es wird nichts verschwiegen. Auch das Unpassende, ja womöglich Verwerfliche wird mitgesagt, zumindest mit angedeutet, zumindest nicht bestritten. Und eines zeigt die Geschichte von David und Bathseba ganz klar und deutlich: Liebe muss wachsen! Es ist nicht so, dass man sich kennen lernt – der Blitz, der wie vom Himmel einschlägt – und danach ist alles nur noch wunderbar und alles bleibt so wie am prickeligen ersten Tag. Liebe muss wachsen auch durch schwere Zeiten, auch angesichts von großen Fehlern, die gemacht werden. Es geht in der Geschichte von David und Bathseba nicht um die romantische Vorstellung der Liebe, sondern um die Frage der

Verantwortung in der Liebe und um das Wachsen der Liebe auch unter schwierigsten Bedingungen. Es ist ein langer, steiniger Weg, der hier beschrieben wird. Am Anfang ist es geradezu ein Sumpf, in dem alle, auch David und Bathseba unterzugehen drohen. Aber letztlich erweist sich an ihnen doch der Segen Gottes, spätestens mit der Geburt des zweiten Sohnes Salomo. Für David und Bathseba kann nun ein neuer und offenbar wesentlich leichter Abschnitt ihrer Liebe, des Weges ihrer Beziehung beginnen. Wie dieser Abschnitt nun genau aussah, können wir leider nur mutmaßen. Liebe verbirgt sich oftmals im Kleinen, Unscheinbaren. In dem, was andere Leute übersehen –entsprechend spärlich ist auch der biblische Bericht. Es scheint wohl aber, das möchte ich anfügen, eine für damalige Verhältnisse recht normale Ehe gewesen zu sein, die die beiden geführt haben. David war als König viel außer Hauses und hatte mehr als zehn Nebenfrauen. Nichts Ungewöhnliches für damalige Verhältnisse.

Und der Segen Gottes begleitete sie und ihre Kinder und Kindeskinde bis an ihr Lebensende.

Ich komme zum Schluss. Die Geschichte von David und Bathseba ist vor allem als Skandalgeschichte bekannt, als Geschichte von Schuld, Sünde und Buße. In dieser Sicht auf die Geschichte liegt der entscheidende Wendepunkt, von dem an David beginnt Verantwortung zu übernehmen und offen zu seiner Liebe und damit auch zu der aus dieser Liebe resultierenden Verfehlung zu stehen, in einem Gespräch, das der Prophet Nathan mit David führt. Der Prophet erzählt dem König ein Gleichnis (vgl. 1. Samuel 12): Es sind zwei Hirten, der eine ist reich mit vielen Schafen und Rindern, der andere ist arm, er besitzt nur ein einziges Schaf, das er hegt und pflegt, das er liebt. Der reiche Hirte, so erzählt Nathan, bekommt Besuch. Er bereitet seinem Gast ein Schaf zu – allerdings keines von seinen eigenen. Er hat sich einfach das eine, das letzte, das geliebte Schaf des armen Hirten geklaut.

Als Nathan an dieser Stelle seiner Erzählung ist, wird er von David unterbrochen. Der König ist aufgebracht: „Was für ein Halunke ist dieser reiche Hirte! Er gehört bestraft!“ – „Genau!“, sagt da Nathan dem David offen ins Gesicht, „Denn Du selbst

bist dieser Mann, der Reiche, der sich am Armen vergangen hat! Du bist es!“ Dieses Gleichnis ist der Wendepunkt in der Geschichte von David und Bathseba. An dieser Stelle beginnt David Verantwortung zu übernehmen. Er steht nun offen zu Schuld, aber damit eben auch zu seiner Liebe. Jetzt ist David bereit, auch für diese Liebe einzustehen, Verantwortung zu tragen, Buße zu tun.

Ein eindringliches, ja schönes Gleichnis, das gerne erzählt wird, wann immer es um Schuld und Buße geht, wann immer es darum geht, jemandem den Spiegel vorzuhalten: „Du bist es!“ Ich persönlich möchte diesem „Du bist es!“ im Blick auf die Geschichte von David und Bathseba noch eine weitere Bedeutung geben. Die Geschichte von David und Bathseba ist eben weit mehr als nur eine Skandalgeschichte von Ehebruch und Mord, von Schuld und Buße. Es ist eben auch eine Liebesgeschichte, die von der Schwierigkeit und den Umwegen, aber auch von der Kraft und Erotik der Liebe, der von Gott geschenkten und gesegneten Beziehung spricht. Da gibt es ganz offenbar keine Konventionen, keinen Normverlauf –so und so hat das zu geschehen! Die Liebe geschieht einfach. Sie ist da – und sei im noch so Kleinen und Verborgenen. Sie bahnt sich ihren Weg. Der Segen der Liebe ist ein geschenkter und zugleich auch ein hart erkämpfter Segen.

Vielleicht können wir uns ja mit unseren eigenen Liebes- und Beziehungsgeschichten, mit den eigenen erfahrenen Höhen und Tiefen, Umwegen und vielleicht auch Abwegen in dieser Geschichte von David und Bathseba wieder finden. Es geht in dieser Geschichte um Schuld und Buße: „Du bist es!“ Aber es geht eben auch um Liebe. Liebe, die Gott schenkt. Liebe, der Gott trotz allem, was dagegen spricht, seinen Segen gibt: „Du bist es!“ Amen!

Fürbittengebet

Gütiger Gott!

Wir wollen Dich heute für alle Menschen bitten, die lieben.
Lass ihre Liebe fruchtbar sein in Worten und Taten,
in Treue und Aufmerksamkeit, in Offenheit und
in der Bereitschaft Verantwortung zu übernehmen,

nicht nur die Freude,
sondern auch das Leid zu teilen, mitzuteilen, mitzutragen.

Gütiger Gott!

Wir wollen Dich bitten für alle Menschen,
die in der Liebe enttäuscht und verletzt wurden.

Menschen, deren Würde gekränkt wurde,
die sich klein gemacht oder missbraucht fühlen.

Gib Du ihnen ihre Würde zurück!

Das strahlende Lachen eines Menschen,
der um seinen Wert, seine Würde, seine Liebe weiß.

Lass Wunden heilen und schenke Versöhnung,
wo Menschen im Streit geschieden sind
und schenke Du, Gott, einen Neuanfang,
wo Menschen sich in der Vergangenheit gefangen fühlen.

Gütiger Gott!

Wir bitten Dich für alle Menschen,
deren Leben lieblos ist.

Menschen, die meinen keine eigene Liebe zu haben
und Menschen, deren Liebe keine Erwidernng findet.

Lass sie nicht aufgeben auf der Suche nach Liebe,
lass sie nicht vereinsamen, verhärten, resignieren.

Schenke ihnen die Würde, andere Menschen lieben zu können
und selbst geliebt zu werden.

Gott, Du bist ein Gott der Versöhnung.

Lass uns und alle Menschen dieser Welt erkennen
und glauben und erfahren,

dass Deine Liebe uns alle meint.

Dass Deine Liebe all das, was bei uns noch unzureichend und
falsch ist, bei weitem übertrifft.

Dass Deine Liebe uns dazu befreit, selbst immer wieder neu zu
lieben und geliebt zu werden.

Gemeinsam beten wir: Unser Vater ... Amen!

Liebe Gemeinde!

Ich lese den Predigttext aus Lukas 15,11-32 (Lutherbibel):

Und Jesus sprach: „Ein Mann hatte zwei Söhne. Und der jüngere von ihnen sprach zu dem Vater: „Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht.“ Und er teilte Hab und Gut unter sie.

Und nicht lange danach sammelte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land; und dort brachte er sein Erbteil durch mit Prassen. Als er nun das Seine verbraucht hatte, kam eine große Hungersnot über jenes Land, und er fing an zu darben und ging hin und hängte sich an einen Bürger jenes Landes; der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. Und er begehrte, seinen Bauch zu füllen mit den Schoten, die die Säue fraßen; und niemand gab sie ihm. Da ging er in sich und sprach: „Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot in Fülle haben, und ich verderbe hier im Hunger! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: ‚Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin hinfort nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner!‘“

Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Als er aber noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn; er lief und fiel ihm um den Hals und küsste ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heiße.“ Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: „Bringt schnell das beste Gewand her und zieht es ihm an und gebt ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße und bringt das gemästete Kalb und schlachtet's; lasst uns essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden.“ Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

Aber der ältere Sohn war auf dem Feld. Und als er nahe zum Hause kam, hörte er Singen und Tanzen und rief zu sich

einen der Knechte, und fragte, was da wäre. Der aber sagte ihm: „Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wiederhat. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn. Er antwortete aber und sprach zu seinem Vater: „Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, dass ich mit meinen Freunden fröhlich gewesen wäre. Nun aber, da dieser dein Sohn gekommen ist, der dein Hab und Gut mit Huren verprasst hat, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet.“ Er aber sprach zu ihm: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.“

Liebe Gemeinde!

Ein Mann, zwei Söhne. Alle namenlos. Namen sind austauschbar. Wir sollen uns in dieser Geschichte wiederfinden. Mit unseren eigenen Erlebnissen und Gedanken, mit unseren eigenen Liebeserfahrungen. Denn um Liebe geht es in der Geschichte vom verlorenen Sohn. Es ist eine Gleichnisgeschichte. Eine Gleichnisgeschichte von der Liebe Gottes. Ein Mann, zwei Söhne. Wie könnte man die Liebe Gottes, die doch eigentlich unvergleichlich ist, besser darstellen und erklären als in der Liebe eines Vaters oder einer Mutter zu den eigenen Kindern?! Dass nun hier nur vom Vater und von den zwei Söhnen die Rede ist, sollte uns nicht stören. Das hängt damit zusammen, dass es auch ums Erbe geht, und da haben Frauen zu biblischer Zeit nichts zu melden, die Mutter nicht, die Töchter nicht. Also: Ein Mann, zwei Söhne. Eine Dreiecksgeschichte, in der naturgemäß auch Eifersucht, Rivalität und Neid eine Rolle spielen, zumal unter Geschwistern, unter Brüdern. Da ich selbst Einzelkind bin, zitiere ich an dieser Stelle gerne den holländischen Theologe Nico ter Linden (Es wird erzählt..., Band 6, Seiten 56-57) mit einem wie mir scheint sehr treffenden Bild: „Kinder aus einer Familie sind wie zu dicht nebeneinander gepflanzte Bäume. Sie stoßen einander weg,

um das Sonnenlicht aufzufangen, jeder will sich an der elterlichen Liebe wärmen. Es kommt zu Rivalität und Zwietracht, denn der eine fühlt sich vor dem anderen benachteiligt, der Letzte will der Erste werden, der Erste nicht der Letzte sein.“. Der Ärger ist also vorprogrammiert. Das kann ja nicht gut gehen. Und tatsächlich handelt diese Liebesgeschichte nicht nur von dem graden Weg der Liebe, sondern gerade auch von den Abwegen, von eifersüchtiger Konkurrenz, von Enttäuschung und Irrtümern.

Ein Mann, zwei Söhne. Ein liebender Mann, ein liebender Vater, der einem aber fast Leid tun kann. So wenig wird seine Liebe beachtet. So wenig wird seine Liebe verstanden. Von beiden Söhnen, wie wir sehen werden.

Fangen wir, der Geschichte folgend, beim jüngeren Sohn an. Lassen wir ihn, den Zweiten Erster sein. Er steht ja sowieso im Mittelpunkt, nach ihm ist das Gleichnis benannt, von ihm ist am Anfang die Rede und auch am Ende: Der verlorene Sohn. „Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht!“ Irgendwann, liebe Gemeinde, ist dieser Moment da: Dass die Kinder das Haus verlassen, ihren eigenen Weg gehen, Erfahrungen sammeln. Und doch ist es ungewöhnlich, was hier berichtet wird. Ein Drittel des Besitzes ist der Erbteil für den Jüngeren. Aber der wird eigentlich erst ausbezahlt, wenn der Vater gestorben ist. Und dann, so sollte man hoffen, reicht dieses verbleibende Erbdrittel, um davon sich selbst und eine Familie zu ernähren. So wäre dann doch für alle gesorgt. So ließe es sich dann – als Vater –, wenn die Zeit gekommen ist, in Ruhe sterben.

Aber nein, der jüngere Sohn hat seinen eigenen Kopf. Er schert aus, will seinen eigenen Weg gehen. Raus aus dem, was alle erwarten. Weg vom vorgezeichneten Weg. Weg von der trügerischen Sicherheit, die noch keinen wirklich glücklich gemacht hat. Weg. Weg. Weg. Besser heute als morgen. Das ist richtig so. Morgen fehlt vielleicht der Mut. Die Freiheit. Morgen sind die Träume, die uns heute noch Kraft geben, vielleicht schon längst verblasst. Weg. Weg. Weg. Weg von der Arbeit. Weg von der Verantwortung. Weg davon, immer und ewig nur Zweiter zu sein. Zweiter zu sein hat auch etwas

Ungeliebtes. So wie das Erbe ja auch nur ein Drittel beträgt und die restlichen zwei Drittel gehen an den Erstgeborenen.

Der Junge folgt seinen Träumen oder er flieht. So oder so trampelt er seinem Vater damit auf der Seele herum. Er erklärt ihn vorzeitig für tot, schiebt ihn aufs Altenteil. Er verdingt den kostbaren Ertrag seines Lebens und Schaffens. Nicht Land und Vieh zählen, sondern Münzen, harte Währung. „Gib mir meinen Erbteil, zahl mich aus!“ Es ist das alte Thema des Erwachsen-Werdens, das bei weitem nicht immer harmonisch verläuft. Das auch Trennung und Schmerz bedeuten kann, so wie hier. Kinder sind die Traumträger unserer erfüllten und auch unserer unerfüllten Lebenswünsche und Lebensplanungen. Dieser Traumträger hier ist ein eigener Mensch und erfüllt sich von nun an seine eigenen Wünsche und Träume.

Der Vater könnte sich wehren. Könnte widersprechen. Könnte fragen: „Wofür?“ Er könnte Bedingungen stellen: „Melde Dich! Bitte regelmäßig. Lass von Dir hören!“ Aber es wird nichts dergleichen berichtet. Keine sentimentale Rede „Ach Kind, mein Haus steht dir jederzeit offen...“ Nein, der Vater teilt stumm das Hab und Gut, sein Hab und Gut und gibt dem jüngsten Sohn seinen Teil, als wäre es das Normalste der Welt. Es ist eine der Schlüsselszenen dieser Geschichte. So kann Liebe aussehen, so kann Liebe schmerzen, das kann Liebe bedeuten: Dass man noch alles dazugibt, was doch eigentlich das eigene ist, das Geld, das Erbe, um das Wichtigste zu verlieren, was man hat: den eigenen Sohn.

Frage man den Vater, was er da denn nun eigentlich gegeben hat, was er vererbt hat, auch was ihn bewegt hat – ohne zu zögern würde er antworten: „Meine Liebe! Meine Liebe habe ich gegeben. Eben diese Liebe hat mich dazu bewegt. Und möge Gott helfen, dass ich auf diese Weise meine Liebe auch vererbt habe!“ Aber wer weiß das schon? Und stellte man dem Sohn dieselbe Frage: Was hast du bekommen? Was wurde dir vererbt? Was bewegt dich? Auch er würde nicht zögern und antworten: „Meine Freiheit. Die habe ich bekommen. Die lässt mich beweglich sein. Das ist das einzige Erbe, was mir etwas bedeutet.“

Nun, der Sohn nutzt seine Freiheit. Der inneren Loslösung folgt die äußerliche. Er zieht hinaus in die Welt, in ein fernes Land. Und manchem mag es passend erscheinen, dieses ferne Land auch als ein Bild zu verstehen für die so anderen Welten, in denen sich schon die nächstfolgende Generation zu Hause fühlt. Trennung hat viele Gesichter. Der Sohn jedenfalls „bringt“, so heißt es im Text weiter, „seinen Erbteil durch mit Prassen“. Die gerade gewonnene Freiheit – schon ist sie dahin und mit ihr all das Geld. Wir können an dieser Stelle viel spekulieren. Womit genau hat der Sohn das Geld durchgebracht? War es einfach nur Pech? Oder war es Fahrlässigkeit? War es unmoralisches, zügelloses Leben, wie der ältere Bruder es später behaupten wird (oder ist das nur die zügellose Phantasie des sich selbst Beschränkenden, Begrenzenden)? Wir erfahren keine Einzelheiten. So oder so: Der Misserfolg gibt den Kritikern recht. Wenn einer schon nach kurzer Zeit auf den Hund gekommen ist, dann hat er sein Geld eben „verprasst“. Hat das Geld, das Erbe, die Freiheit nicht genügend wertgeschätzt. Ist so damit umgegangen, als wäre es kein besonderes, sondern ein alltägliches Gut, auf das er möglicherweise sogar einen festen Anspruch habe.

Natürlich stellt sich auch die Frage, ob der Vater den Sohn nicht hätte warnen oder gar zurückhalten müssen. Ist es wirklich Liebe, die eigene Lebenserfahrung zu verschweigen? Hat der Vater seinem Sohn da nicht Entscheidendes vorenthalten? Wäre es nicht ein Liebesdienst gewesen, ihn zurückzuhalten, ihm die Freiheit noch nicht zu geben? Oder zumindest noch nicht in vollem Umfang? Trägt der Vater nicht zumindest eine Mitschuld am Elend des Sohnes? Nun, liebe Gemeinde, dieses Gleichnis ist kein antiautoritärer Erziehungsberater: „So und so habt ihr es zu machen mit euren Kindern. Oder besser: ihr habt zu unterlassen – jede Form der Einmischung, der Prägung, der Autorität! Das Kind wird seinen Weg schon finden...“ Eben das ist dieses Gleichnis nicht! Es ist ein Gleichnis von Gott, von seiner Liebe. Und der biblische Erzähler, auch Jesus, kommt nicht umhin schlicht und ergreifend festzustellen, dass Gott, der Vater, uns Menschen, seinen Kindern, in seiner ganzen väterlichen, mütterlichen

Liebe für unser Leben alle Freiheit gegeben, ja geschenkt hat. Ist es darum ihm anzulasten, wenn wir aus dieser Welt einen Scherbenhaufen und aus unserem Leben einen Schweinestall machen? Ist das dann seine Schuld? Hätte er uns diese Freiheit nicht geben und verweigern sollen? Hätte er uns als unfreie Menschen schaffen und belassen sollen? Wäre das dann noch der liebende Gott? Wir suchen die Schuld für das Elend der Welt, auch für unser eigenes Elend so oft woanders!

Aber tatsächlich ist es nicht die alleinige Schuld des Sohnes, dass er unter die Räder kommt. Seinen Erbteil hat er „verprasst“, das ist wahr. Aber dann kam eben auch noch eine Hungersnot, so wie damals zur Zeit des Joseph und seiner Brüder (vgl. 1. Mose 41,56-57). Die hatten das Geld nicht verprasst, waren nur nicht weise genug damit umgegangen, hatten nicht genügend Vorräte angelegt, nicht „nachhaltig“ vorausschauend gewirtschaftet und mussten deshalb in der Not nach Ägypten, ins ferne Nachbarland ziehen, wo ein kluger Verwalter herrschte, ihr Bruder Joseph, den sie selbst einst verstoßen hatten und nun nicht wieder erkannten (vgl. 1. Mose 42ff.). Die Szenen ähneln sich: Der verlorene Sohn, der im Schweinestall landet, was bei aller Not kultisch, religiös unrein, verdorben ist. Schweine galten als unsaubere Tiere (vgl. 3. Mose 11,7). Heidnische Tiere, die vom Gesetz ausgesondert waren. Und eben das galt ja auch von den Brüdern Josephs, die sich selbst vom Gesetz abgesondert, sich ausgesondert hatten, als sie ihren jüngsten Bruder Joseph einst in eine Zisterne warfen und ihn an eine Karawane verkauften (1. Mose 37). Auch sie hatten auf diese Weise ihr Erbe verprasst – ohne es recht zu merken. Und wie die Josephsbrüder ihren Jüngsten verleugnet hatten und nun als Bittsteller zu ihm zurückkehrten und ihn nicht wieder erkannten, so kehrt nun auch der verlorene Sohn zurück zu seinem Elternhaus, die Not zwingt ihn, und er überlegt sich auf dem Heimweg schon, was er sagen wird: Er will nun seine Sohnschaft verleugnen „Ich bin hinfort nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner.“ So lehrt die Not bitten. So lehrt die Not beten.

Aber als er noch weit entfernt vom elterlichen Hause ist, als er sich noch die Sätze zurechtlegt, wie er es denn sagen könnte, da wird er schon gesehen vom Vater, der wohl keinen Tag, keinen Stunde versäumt hat, sehnsüchtig in die Ferne zu schauen, immer mit diesem kleinen Fünkchen Hoffnung, dass sich dort am Horizont die Silhouette seines Jüngsten abzeichnen könnte. „Wenn er doch nur zurück käme. Wenn er doch nur gesund ist. Alles andere ist mir egal!“

Liebe Gemeinde! Man kann Geld verschenken, das Erbe vorzeitig weitergeben. Man kann Freiheit schenken – auch wenn das als Elternteil oder auch als Partner in einer Liebesbeziehung unendlich schmerzlich sein kann. Aber man kann keine Liebe verschenken, so dass sie nicht hinterher noch da wäre. Man kann keine Liebe verschenken, so dass man sie abgäbe wie einen Sack Goldmünzen. Die Liebe, die man verschenkt, bleibt einem auch. Ja, sie wird mehr je mehr man sie verschenkt. Und eben das hatte der Vater getan als er seinem Sohn alle Freiheiten ließ. Es ist die zweite Schlüsselszene unserer Geschichte, wie der Vater seinem Sohn schon von ferne entgegengeht, ihn umarmt und ihn küsst. Diese Umarmung und dieser Kuss sind ganz Liebe, lange aufgespart, dass es einen zu Tränen rührt. All das tut der Vater noch bevor der Sohn einen Satz sagen kann. Die Vergebung wird hier vor dem Schuldbekenntnis des Sohnes vollzogen. Der Vater fragt nicht, ob die Reue des Sohnes wohl echt ist oder aus der Not geboren. So handelt der wahrhaft Liebende: bedingungslos! Und eben so sieht es aus mit der Liebe Gottes zu seinen freien Menschen, zu uns: wie die Liebe dieses Vaters zu seinem Sohn. Der Sohn sagt noch, was er sich vorgenommen hatte: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heiße.“ Aber der Vater scheint ihn gar nicht zu hören. Er weist die Knechte an, ein Fest zu bereiten und lässt drei Dinge für seinen Sohn bringen: Das beste Gewand anstelle der abgerissenen und stinkenden Klamotten des Sohnes – ein Zeichen neu erlangter Ehre. Einen Ring für seine Hand – ein Zeichen der Liebe und auch des Sohnesrechtes: „Bei allem, was war: Dieser ist mein Sohn!“ Für immer, so wie ein Ring kein Anfang und kein Ende

hat. Und schließlich ein paar Schuhe. Das mag verwundern. Aber sie symbolisieren die Freiheit des Sohnes jederzeit dorthin zu gehen, wo es ihm beliebt. Was für eine große, versöhnliche Geste! Dieser Vater lässt sich offenbar nicht beirren: „Du sollst frei sein. Meine Liebe soll dich nicht binden, nicht gefangen halten.“ Es ist freie Liebe! Und damit könnte nun alles vorbei sein. Ein schönes Ende, ein happy end, das durchaus auch offen ist: Wer sagt denn, dass der Sohn nicht am nächsten Tag, nachdem er sich gestärkt und ausgeruht hat, schon wieder aufs Neue loszieht, das Leben zu erproben? Er ist ein freier Mensch mit eigenen Schuhen und neu erlangter Würde. Es ist ein offenes Ende, das wird oft übersehen.

Das Gleichnis lässt offen, was weiter mit dem Jüngeren geschieht. In der Geschichte geht es aber weiter und nun endlich kommt auch der ältere Sohn zu seinem Recht. Er ist der pflichtbewusste, verantwortungsvolle, arbeitsame. Er wird den Hof einmal erben, strebt schon früh nach der Reife der Erwachsenen, schlägt keine Kapriolen wie sein Bruder, bleibt am heimischen Herd, der mal der Seine sein wird. Er geht den Weg des Anstands, den Weg der härtesten Arbeit, aber auch des geringsten Widerstandes. Ein Weg ohne Neuanfang. Der ältere Bruder ist – um mit Mark Twain zu sprechen – ein guter Mensch in der schlechtesten Bedeutung des Wortes. Das erste Mal, dass in der Geschichte von ihm die Rede ist, sehen wir ihn auf dem Feld bei der Arbeit – wo auch sonst? Dort hat er all die Jahre verbracht, während sein jüngerer Bruder die Welt und das Leben kennen lernte. „Aber der ältere Sohn“, so heißt es, „war auf dem Feld. Und als er nahe zum Hause kam, hörte er Singen und Tanzen.“

Liebe Gemeinde!

Das ist so eine Sache mit den älteren Brüdern, die von der Arbeit nach Hause kommen: Denken wir an Esau, den sein Vater nur eben zur Jagd schickt, damit er direkt nach vollbrachter Jagd den Segen, das Erbe erhalte (vgl. 1. Mose 27). Und während Esau diesen ihm als Ältesten auferlegten Dienst tut und jagt, nutzt sein jüngerer Bruder Jakob die Gunst der Stunde, den Vater und ihn um eben diesen Segen zu betrügen. Als Esau frohgemut von der Jagd zurückkommt,

gibt's für ihn nichts mehr zu erben. Den Segen des Vaters, das Erbe hat der Jüngere. Oder denken wir noch einmal an Joseph und seine älteren Brüder. Es hatte ja seinen guten Grund, dass sie ihn in die Zisterne warfen und verkauften. Denn während sie umherziehen und hart arbeiten mussten, saß er, der jüngste, Joseph, im trauten Heime auf seines Vaters Schoß, im nährisch-bunten Rock und voller Tagträume (vgl. z.B. 1. Mose 37,3-5). Da kann einem als hart arbeitendem Bruder schon einmal das Messer in der Tasche aufgehen. Und schließlich, nicht zuletzt: Auch Kain ist ein älterer Bruder, auch er ist ein hart arbeitender Ackermann, auch er fühlt sich benachteiligt, sogar mit gutem Grund: Sein Opfer wird von Gott nicht angesehen, und darum lockt er seinen jüngeren Bruder Abel auf den heimischen Acker um ihn zu erschlagen (vgl. 1. Mose 4).

Eben von dort, von diesem heimischen Acker, kommt der Bruder des „verlorenen Sohnes“ und dass er Festmusik hört, ein Singen und ein Tanzen, das verheißt nichts Gutes! Wer will ihm verdenken, wenn nun der Kain in ihm erwachte?

Sein Zorn kommt nicht überraschend, auch wenn die jüngeren Geschwister und Einzelkinder unter uns, in uns denken mögen: „Freu dich doch einfach mit uns! Der verlorene Sohn ist wieder da! Das muss doch auch dein Herz erweichen!“ Aber nein, der Ältere will sich nicht freuen, kann sich nicht freuen, bleibt demonstrativ draußen stehen. „Komm raus, verlorener Sohn,...“, mag der Kain in ihm denken, „...ich führe dich schon auf mein Feld, dann geht's dir wie dem Abel!“ Und tatsächlich geht die Tür zum Festsaal auf, die dritte Schlüsselszene dieses Gleichnisses, und heraus kommt nicht der Bruder, sondern ... der Vater. Ein zweites Mal, dass er einem seiner Söhne entgegenkommt. Dieses Mal, so muss es der ältere erlebt haben, als Unterhändler. Der Vater erniedrigt sich, opfert sich selbst für seinen jüngsten, verloren geglaubten Sohn, der doch selbst kommen, selbst Angesicht in Angesicht, Auge in Auge, seinen Mann stehen soll. Was für ein Feigling, dieser jüngere Bruder! Es wird den Älteren noch zusätzlich verbittert haben, dass eben der Vater und nicht sein Bruder kam. Wieder ist der Jüngere am Feiern, während andere für ihn die Arbeit tun. Beziehungsarbeit. War das nicht schon immer so? So etwas

hört nie auf. Ein denkbar schlechter Start für einen Neuanfang, wo sich doch so offenbar nichts geändert hat!

Der Vater kommt also raus und bittet seinen Ältesten: „Komm doch herein, freu dich mit uns! Ein Festmahl ist bereitet!“ Es ist – gewollt oder ungewollt – ein Anklang an das Abendmahl. Gott, der liebende Vater, lädt uns ein. Lädt uns alle ein, so groß ist seine Liebe: Den jüngeren Sohn mit seinen Eskapaden lädt er genauso ein wie den älteren mit seinem Zorn. Nun soll alles versöhnt sein: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken. ... Kommt her, es ist alles bereitet. Lasst uns schmecken und sehen, wie freundlich – wie liebend! – der Herr ist!“ Das Abendmahl ist ein Zeichen der versöhnenden Liebe Gottes, um die es in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn geht. In der Geschichte unserer christlichen Kirche ist dieser Aspekt unabhängig von der Konfession oftmals zu kurz gekommen: „Zum Abendmahl kann nur gehen, wer sich bereits mit Gott und seinen Mitmenschen versöhnt hat.“, wurde da behauptet. Zum Abendmahl könne nur gehen, wer aufrecht, ohne Fehl und Tadel vor Gott stehen könne. Alle anderen „essen und trinken sich zum Gericht.“ (nach 1. Kor 11,29) Ein schweres Missverständnis, über das wir neulich auch ausführlich beim Gesprächsabend „Was ist eigentlich evangelisch-reformiert?“ zum Thema Abendmahl sehr kontrovers gesprochen haben. Eingeladen sind wirklich alle, so groß ist Gottes Liebe, ein Mahl der Versöhnung. Aber eben als ein solches Mahl der für alle geschenkten Versöhnung dürfen wir es auch nicht gering schätzen, indem wir es etwa zu einer normalen Mahlzeit oder einer leeren liturgischen Form verkommen lassen!

Zurück aber zum Vater und seinem ältesten Sohn draußen vor der Tür des Festes. Wir hören ein Gespräch, das lange überfällig war. Ein Gespräch, das noch nicht Versöhnung ist, aber doch Versöhnung möglich macht. Auch hier, wie schon beim jüngeren Bruder, hat die versöhnende Liebe des Vaters das erste Wort, sie geht vorweg, ist bedingungslos. Der Vater bittet seinen Sohn zum Fest. Der aber antwortet: „So viele Jahre habe ich dir gedient, dir immer gehorcht, nie geklagt, keinen Dank von dir erwartet – ein gemästetes Kalb zum

Beispiel zum Feiern mit den Freunden, das wäre doch mal was gewesen. Aber sei's drum. Aber nun, wo der andere, dieser Taugenichts kommt, nun zeigst Du Dich von deiner spendablen Seite, richtest ein Fest aus, wie ich es in meinem Leben noch nicht erlebt habe. Für den, der dein hart erarbeitetes Geld für Huren und dergleichen verprasst hat.“,

„Das ist ungerecht!“ hören wir daraus. Und: „Hast Du denn gar kein Ehrgefühl? Lässt Du alles mit dir machen?“ Und wir hören auch, dass dieser älteste Sohn sich die Liebe seines Vaters offenbar erarbeiten wollte. „So viele Jahre diene ich dir“, heißt es hier wörtlich, „und habe dein Gebot nie übertreten“. „Ich habe dir wie ein Sklave gedient, ich habe mir deine Gunst, deine Zuneigung, deine Liebe verdient, durch Arbeit erkaufte!“ Das also war die Voraussetzung unter der dieser Ältere über Jahre den Guten, den Fleißigen, den Anständigen „gespielt“ hat, wo es doch ein Sklavendienst für ihn war. Wir sehen hier, dass genau genommen auch der ältere Sohn ein verlorener Sohn war: Er wollte sich die Liebe verdienen, aber eben das geht nicht! Diese Liebe ist ja schon längst da ohne jeden Verdienst. Das ist der große lebenslange Irrtum dieses älteren Sohnes, deshalb ist dieses Gespräch schon lange überfällig. Nun endlich kann auch der ältere Sohn erwachsen werden. Nun endlich erhält auch er sein großes Lebens-Lehrstück. „Mein Sohn“, antwortet ihm sein Vater und damit wäre an sich schon alles gesagt. Während der enttäuschte Sohn seinen Vater schon nicht einmal mehr als „Vater“ anredet – erst recht nicht als „Mein Vater“ –, ... während dieser Sohn wegen der ganzen Ungerechtigkeit, die er spürt, meint seine Sohnschaft aufkündigen zu können, die Familienbande lösen zu können – auch der Bruder ist nur noch „dein Sohn“, so sagt er es dem Vater –, ... während also dieser Sohn seinen Vater schon nicht mehr „Vater“ nennt, sagt eben dieser „Mein Sohn!“ Schon diese Worte reichen. Was folgt ist nur Erklärung, Ausführung für den offenbar Unverständigen, in die Irre Geleiteten. Eine Erklärung der Liebe, eine Liebeserklärung. Familienbande ist Liebesbande: „Mein Sohn“, sagt der Vater, „du bist allezeit bei mir und alles was mein ist, ist auch dein. – Hast Du das nicht gewusst? Ich habe dich immer geliebt und werde dich immer

lieben. Ganz ohne dein Zutun, ganz ohne deinen Fleiß, (den ich im Übrigen sehr bewundere). So groß ist die Liebe! Größer als du es dir vorstellen kannst. Ich kann gar nicht anders!“

Auch dieses Gespräch mit dem zweiten Sohn endet offen. Nur, dass wir hier gar nicht versucht sind, an ein happy end zu denken. Der Vater bittet seinen Ältesten noch einmal hinein zum Fest, zum Feiern: „Du solltest fröhlich sein – dein Bruder...“ – der Vater benutzt dieses Brudertitel ganz selbstverständlich, denn für ihn war es ja nie anders – „...dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, war verloren und ist wieder gefunden.“ Aber wir erfahren nicht, was der Ältere antwortet, ob er seine Lektion gelernt, ob er die Erklärung der Liebe verstanden, die Liebeserklärung mit dem Herzen aufgenommen hat.

Liebe Gemeinde!

Die Geschichte vom verlorenen Sohn ist ein Gleichnis von der Liebe Gottes. In der Liebe des Vaters zu seinen Söhnen sollen wir Gott erkennen mit seiner Liebe zu uns Menschen. Wir können uns darin zugleich auch selbst erkennen – mit unserer von Gott geschenkten menschlichen Liebe, der Liebe, mit der wir als Menschen andere Menschen lieben und von anderen Menschen geliebt werden. Das Gleichnis zeugt von der versöhnenden Kraft dieser Liebe, die eben nicht nach Bedingungen fragt, die nicht moralisch ist oder fordernd. Eine Liebe, die nicht erarbeitet werden muss, sondern frei ist und frei macht. Eine Liebe, die auch immer wieder einen Neuanfang ermöglicht und schenkt.

Diese Liebe hat befreiende Kraft. Sie befreit uns, sie ruft uns zurück von den Abwegen und Irrtümern des Lebens. Wo wir zu sehr uns selbst, unserer Freiheit, unserer Autonomie vertrauen und uns von dieser Liebe entfernen in fremde Gefilde, da ermöglicht uns diese Liebe jederzeit und ohne Bedingung Rückkehr. Und auch da, wo wir die trügerische Sicherheit der heimatlichen Geborgenheit mit Liebe verwechseln oder wo wir meinen, uns die Liebe erarbeiten zu müssen oder zu können: Auch da ermöglicht uns diese Liebe ein Umdenken, ein Umkehren.

Letztlich, so denke ich, stecken sie beide in uns: Die beiden verlorenen Söhne. Denn es sind tatsächlich beide, um die der Vater mit seiner Liebe kämpfen muss: Der jüngere mit seinen Abwegen und der ältere mit seinen Irrtümern. Und beide stecken in uns.

Und, so denke ich, auch der Vater steckt in uns. Mit seiner Liebe, die er wohl selbst nicht recht erklären, nicht recht verstehen kann. Aber wer kann das schon? Liebe können wir nur erfahren. Wie sie einem geschenkt wird als geschenkte Liebe und wie sie sich weiterschenkt als schenkende Liebe. Und genau so liebt Gott uns Menschen. Wie ein Vater oder eine Mutter ihre Kinder lieben.

Amen!

Fürbittengebet

Gütiger Gott!

Wir bitten Dich für die Menschen,
die die Liebe, die ihnen geschenkt wird,
nicht annehmen können.

Die vor der Liebe fliehen,
weil sie sie als Gefängnis erleben,
weil sie sich vor Unfreiheit fürchten.

Lass sie erfahren,
dass wahre Liebe Befreiung bedeutet.
Gib ihnen den Mut, sich lieben zu lassen
und auch selbst zu Liebenden zu werden.

Gütiger Gott!

Wir bitten Dich für die Menschen,
die die Liebe, die ihnen geschenkt wird,
nicht annehmen können,
weil sie meinen, sich diese Liebe erarbeiten zu müssen.

Lass sie erfahren,
dass wahre Liebe geschenkte Liebe ist:
bedingungslos, ohne Vorleistung
und ohne nach dem Ertrag zu fragen.
Gib ihnen die Freiheit, vom eigenen Streben abzulassen
und sich einzulassen auf das geschenkte Leben,
die geschenkte Versöhnung,

die geschenkte Liebe.

Gütiger Gott!

Wir bitten Dich für die Liebenden.

Dass sie sich auch von Enttäuschungen nicht beirren lassen
in ihrem Mut, in ihrer Freiheit immer wieder neu zu lieben.

Lass ihre Liebe Zeichen der Versöhnung wirken
unter uns Menschen.

Zeichen der Versöhnung, die Du uns Menschen schenkst.

Gütiger Gott!

Wir bitten Dich für uns:

Lass uns alle heute beim Abendmahl erfahren,
wie groß Deine Liebe ist.

Und mach uns darin auch selbst zu Liebenden,
die bedingungslos und frei die Versöhnung suchen
mit Dir und mit allen Menschen dieser Welt!

Gemeinsam beten wir: Unser Vater... Amen!

Trennung wie bei Abram und Lot (25. Februar 2007)

Liebe Gemeinde!

Trennungen können ein Segen sein.

Wenn Sie zur rechten Zeit kommen. Wenn die Menschen, die
sich trennen, das in gutem Einvernehmen tun.

Wenn das, was gemeinsam war, in guter Weise voneinander
getrennt werden kann.

Wenn die Sich-Trennenden bereit sind, nicht nur für sich selbst,
sondern auch für den anderen mitzudenken, wenn sie bereit
sind, auch in der Trennung Verantwortung für den anderen zu
übernehmen.

Es gibt gelungene Trennungen und misslungene Trennungen.
Manche Trennung ist eine Befreiung, die eine Vielzahl neuer
Lebensmöglichkeiten eröffnet und schon manchem ist eine
Trennung zum Gefängnis geworden ist, zur Sackgasse. Hier
geht kein Weg mehr weiter! Keine Neuanfang möglich, keine
neue Perspektive im Blick, so sehr lähmen Schmerz und
Verzweiflung.

Trennungen sind wichtige Wegscheiden unseres Lebens. Wo
geht der Weg weiter? Nach rechts, nach links oder doch

wieder zurück? Wir alle haben in unserem Leben schon Trennungen erlebt, haben uns getrennt, sind getrennt worden. Das ist Lebenserfahrung vom Mutterleib und von Kindesbeinen an und ich behaupte einmal: Es ist entscheidende Lebenserfahrung sich zu trennen: Aus dem Mutterleib; bei der Geburt, in heutiger Zeit versinnbildlicht in dem symbolischen Akt, wenn der Vater im Kreißsaal die Nabelschnur durchschneidet, ein erhebender Moment. Trennungen: von der Brust der Mutter. Aus der Geborgenheit der Kindheit. Und irgendwann nach vielen anderen Trennungen auch aus dem Elternhaus. Irgendwann. Trennungen: von Freunden, Lebensorten, Lebensaufgaben. Trennungs-Entscheidungen, liebe Gemeinde, von uns selbst getroffen oder auch von anderen für uns getroffen, Trennungs-Entscheidungen prägen unser Leben wie kaum eine andere Entscheidung. In den Trennungen sehen wir sozusagen den Negativabzug unseres Lebens. Wir sehen die Lebenswege, Lebensbegleiter, Lebensorte, Lebensaufgaben, die wir zwar kennen, die wir aber nicht dauerhaft in unserem Leben integrieren wollen – oder können. Durch Trennungen erhält das Leben Kontur, nimmt Gestalt an, wird prägnant, wird unser Leben.

Der Bibeltext, den ich für heute ausgesucht habe, berichtet auch von einer Trennung. Von einer einvernehmlichen wie es scheint. Einer Trennung zum rechten Zeitpunkt, wie es scheint. Einer Trennung, die in guter Weise geschieht, wie es scheint. Eine mustergültige Trennung, wie es scheint. Wir hören von Abram und seiner Familie und von seinem Neffen Lot mit den Seinen (1. Mose 13,1-11, Bibel in gerechter Sprache):

So zog Abram von Ägypten hinauf in Richtung Negev, er und seine Frau und alles, was ihm gehörte, auch Lot war bei ihm. Abram war schwerreich an Vieh, an Silber und an Gold. Es ging etappenweise vom Negev bis nach Bet-El, bis an die Stätte, wo sein Zelt zu Anfang gestanden hatte, zwischen Bet-El und Ai, zur Stätte des Altars, den er beim ersten Mal dort gebaut hatte, und dort rief Abram den Namen `Adonajs` an.

Aber auch Lot, der mit Abram zog, hatte Kleinvieh und Rinder und Zelte. So ertrug sie das Land nicht mehr, solange

sie zusammenwohnten. Weil ihr Besitz groß war, konnten sie nicht mehr zusammenwohnen. Es entstand Streit zwischen den Leuten, die Abrams Vieh, und denen, die Lots Vieh hüteten – dabei wohnte doch das kanaanäische und das perisitische Volk im Land. Abram sprach zu Lot: „Es sollte doch keinen Streit geben zwischen mir und dir, oder zwischen denen, die mein und dein Vieh hüten, wo wir doch Männer und Brüder sind. Liegt nicht das ganze Land vor dir? So trenne dich von mir! Nach links? Dann geh ich rechts. Nach rechts? Dann ich nach links. Da hob Lot die Augen und erblickte den gesamten Umkreis des Jordanflusses, dass da alles bewässert wurde. Denn bevor `Adonaj` Sodom und Gomorra zerstörte, war es dort wie im Garten `Adonajs`, wie im Land Ägypten – bis hinüber nach Zoar. Da wählte sich Lot den ganzen Umkreis des Jordan. Er brach nach Osten auf und so trennten sie sich, ein Mann von seinem Bruder.

Liebe Gemeinde!

Einer der höchsten Berge im Lande Kanaan, grob gesagt im heutigen Israel/Palästina liegt genau zwischen den Städten Bet-El und Ai. Genau auf diesem Berg stehen zwei Männer, Abram und sein Neffe Lot. Wenn sie sich umschauchen können sie weit sehen, die Sicht ist klar an diesem Tag. Nach Norden und nach Süden hin zieht sich das judäische Hügelland. Aus dem Norden war man einst gekommen, lang lang ist her, aus Ur in Chaldäa. Abram mit seinem Vater, der damals noch lebte, und auch mit seiner Frau und mit Lot, der damals fast noch ein Kind war. Man war auch an dieser Stelle durchgezogen, hatte einen Altar gebaut, das wird wohl auf dem Berggipfel gewesen sein und dann die Hügelkette weiter entlang in den Süden nach Ägypten war man gezogen. Von dort kam man nun gerade wieder. Norden und Süden stehen also – wenn man so will – für die Vergangenheit. Nach Osten und Westen hingegen erstreckt sich – wie wir sehen werden – die Zukunft. So sehen Abram und Lot, die beiden Männer auf der Bergspitze, ihr Leben vor sich liegen. Sie stehen auf dem Aussichtsturm ihres Lebens. Sie überblicken was war und was kommen mag. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet dieser

Berggipfel den beiden zum Lebens-Aussichtsturm wird. Ich hatte es schon gesagt: Die beiden kennen diesen Berg und seinen Gipfel. Vor vielen Jahren standen sie schon genau an dieser Stelle. Wir kennen das aus eigener Erfahrung, wenn man nach langer Zeit wieder an einem Ort meinetwegen aus der frühen Kindheit oder aus der Schulzeit steht. Es ist wie ein déjà vu. Die Vergangenheit leuchtet wieder auf als wäre sie Gegenwart. Es ist fast, als wäre man wieder jung, man fühlt es richtig, erkennt den Geruch wieder, der auch damals schon da war. Was ist seitdem alles geschehen! Höhen und Tiefen, die man durchlebt hat. Existentielle Erfahrungen, man ist auf dem eigenen Lebensweg so viel vorangekommen – meint man! – und nun steht man wieder hier und wird eines besseren belehrt. Denn alles ist wie früher – und doch ganz anders. Ist man wirklich so weit vorangekommen wie man meinte oder ist nicht bei allem, was inzwischen geschehen ist, letzten Endes doch alles gleich geblieben in dieser Welt und auch im eigenen Leben? Was ist geworden aus den Träumen und Plänen, aus dem jugendlich selbstbewussten Überschwang? Nun steht man wieder hier mit der ganzen Erfahrung und Abgeklärtheit eines älter Gewordenen. Vieles relativiert sich an so einem Ort, auf so einem Berggipfel, auf so einem Aussichtsturm des Lebens, bei so einem déjà-vu, bei so einem Einbruch der Vergangenheit in die Gegenwart. Vieles relativiert sich – das kann auch wegweisend für die Zukunft sein. Ich stelle mir vor, dass die beiden, Abram und Lot, da lange standen und schauten. Schweigsam. Voller Erinnerungen und Gedanken. Ich stelle mir vor, dass es vor allem Abrams Gedanken sind, die im Predigttext als ganz neutrale und sachliche Fakten festgestellt werden: „Auch Lot hat inzwischen viele Schafe, Rinder, Zelte. Das hat sich wirklich verändert seit damals! Das ist natürlich schön, aber es bringt auch Probleme mit sich. Immer wieder, immer öfter gibt es nun Streitereien. Die Weiden werden zu klein, die Brunnen haben nicht genug Wasser, die Hirten fangen an, sich gegenseitig auszutricksen. Wenn einer einen Brunnen findet, ist noch lange nicht gesagt, dass er sein Wissen mit den anderen teilt. Die Stimmung ist schlecht, wird schlechter von Tag zu Tag. Das ist

keine gute Gemeinschaft mehr! Streit und Zwietracht. Immer öfter reichen schon kleine Nicklichkeiten um einen riesigen Krach vom Zaun zu brechen. Und Hirten sind nicht eben Waisenknaben. Wenn es drauf ankommt sind sie nicht gerade zimperlich in der Wahl der Mittel, da fliegen die Fäuste und auch Waffen wurden schon gezückt. Waffen! Dabei gäbe es doch wirklich andere Feinde, echte Feinde, zum Bekämpfen, die Kanaaniter, die Perisiter. Von denen droht Ungemach. Aber so wie wir uns hier in letzter Zeit verhalten, lachen die sich doch ins Fäustchen, brauchen nur abzuwarten, bis wir uns selbst zerfleischt haben.“ Bei diesen Gedanken mag Abraham schließlich gelandet sein, als er da neben Lot auf dem Gipfel stand und schwieg und in die Ferne schaute.

Und da sprach er zu Lot: „Es sollte doch keinen Streit geben zwischen mir und dir, oder zwischen denen, die mein und dein Vieh hüten, wo wir doch Männer und Brüder sind. Liegt nicht das ganze Land vor dir? So trenne dich von mir! Nach links? Dann geh ich rechts. Nach rechts? Dann ich nach links.“

Liebe Gemeinde! Es ist schon wirklich erstaunlich, was wir hier hören! Mein erster Gedanke ist: Wenn doch alle Trennungen so gut verlaufen könnten! „Es sollte doch keinen Streit geben“ – ganz sachlich, ohne Vorwurf, ohne Schuldzuweisung: „Hör doch auf! Immer wieder fängst Du mit einem neuen Streit an!“ Nein, ganz sachlich: Es gibt Streit und das ist nicht gut! Da kann Lot nur zustimmend nicken. „Wir sind doch Männer, Brüder sogar“, sagt Abram und da flunkert er natürlich ein bisschen. Onkel und Neffe sind sie, über den Bruder verbunden, aber nicht Brüder. Aber Menschen, Männer, immerhin. Das verbindet auch. Da sagt man schon mal Bruder zueinander, das wertet auf und nicht ab. Wie oft wird im Streit, bei einer Trennung genau das Umgekehrte getan, wird abgewertet: „Du bist nicht mehr mein Bruder, meine Mutter, mein Vater, mein Kind! Mein Freund, mein Mann, meine Frau! Es ist vorbei!“ – „Wir sind doch Brüder!“, sagt Abram, „Liegt nicht das ganze Land vor dir?“ Und dabei mag Abram eine ausladende Geste mit seinem Arm getan haben: „Schau nur, da liegt es, das ganze Land!“ Die Vergangenheit, die Gegenwart und auch die Zukunft. „Vor dir!“ Wieder flunkert Abram ein bisschen.

Eigentlich müsste er sagen „vor uns“. Aber klingt es nicht auch etwas zugewandter, verständnisvoller, wenn Abram hier sagt „vor dir“, so als könne er sich gut in den anderen, den er „Bruder“ nennt, hineinversetzen und mit seinen Augen sehen. Das Land, die Zukunft steht dir offen!

„Trenne dich doch von mir!“ Jetzt sind wir bei des Pudels Kern. Und was eben noch wie eine kleine Flunkerei klang, bekommt mit einem Mal einen etwas anderen Beigeschmack. Wieder spricht Abram nur in der Einzahl. Er sagt nicht: „Wir sollten uns trennen. Es ist doch genug Land da.“, sondern er sagt: „Trenne du dich von mir! Willst du zur Linken gehe ich rechts, willst du zur Rechten gehe ich links.“ Mit anderen, etwas weniger freundlichen, etwas weniger suggestiven, etwas offeneren Worten: „Hau doch ab! Mach dich vom Acker! Die Welt ist so groß und du musst ausgerechnet mir hier auf den Füßen rumstehen. Zieh Leine! Ich will dich nicht mehr sehen. Wo immer du hingehst, ich werde woanders sein. Du und ich unter einem Dach, das klappt nicht mehr! Das ist aus und vorbei!“ Und noch mehr steckt in diesem „Trenne du dich doch von mir!“ Ist nicht gerade das ein beliebtes Spielchen bei Trennungen, dem anderen die Initiative und damit auch die Schuld zuzuschieben? „Trenne du dich doch von mir!“ Am Stammstich abends mit seinen Hirten da wird Abram natürlich mit erhobener Faust sagen: „Ich habe mich getrennt. Es ging nicht mehr! Dem habe ich mal so richtig den Marsch geblasen!“ Da kann Abram dann wieder seinen Mann stehen. Aber hier und jetzt fällt ihm das schwer. Er umschmeichelt, ja er bittet Lot geradezu, das zu tun, was er doch eigentlich selbst will: „Trenne dich von mir. Schau nur wie groß das Land ist. Da findest du bestimmt einen schönen Ort. Ich schenke ihn dir. Was soll der Geiz? Such dir aus, wo du hinwillst, eine schöne Mitgift für dein neues Leben schenk ich dir ...“ ... und dann mit zusammengekniffenen Zähnen: „... aber hau bloß ab, sonst gibt's Streit!“ Und im Nachhinein müssen wir uns sogar fragen, ob die sachliche Feststellung von vorhin: Das Land zu eng, die Weiden zu wenig, die Brunnen nicht tief genug für die zwei Herden von Abram und Lot, und deshalb gibt es so oft Streit, natürlich nicht zwischen Abram und Lot selbst, sondern

zwischen den Hirten ... ob diese Feststellung überhaupt stimmt. Denn offenbar gibt es ja mehr als genug Land, Land in Hülle und Fülle sozusagen, so weit der Blick reicht in jeder Himmelsrichtung: Land! Und wenn dann Abram, der Ältere, der Reichere, der Stärkere, der, der mehr streitbare Hirten hat, zu Lot, dem Jüngeren, dem nicht ganz so Reichen, dem Schwächeren mit seinen paar Hirten sagt: „Es gibt so schnell Streit zwischen uns und unseren Hirten!“, dann ist das schon fast eine Drohung. Aber nachweisen können wir es dem Abram natürlich nicht, dass er es so gemeint hat, das würde er bestimmt bestreiten: „Nein, da hast du mich ganz falsch verstanden! Wie könnte ich nur... Ich würde doch nie...!“ Ja, liebe Gemeinde, genau so geht es oftmals zu im Streit, bei einer Trennung. Man gibt sich selbst nobel, ist ja offen für alles, verständnisvoll, freigiebig, fair. Aber in Wirklichkeit weiß man ganz genau, was man will oder nicht will. Und Abram will, das Lot abhaut. Und er ist der Mächtigere von den beiden, der Ältere, der Reichere, der Erfahrenere. Abram will nicht mehr, das Lot ihm weiter folgt. Denn das hat Lot über viele Jahre getan. Denn das, genau das war, so behauptete ich, der eigentliche Grund der Trennung des Abram vom Lot: Es war kein Streit, nicht unter den Hirten, nicht um das Land mit seinen Brunnen, sondern Lot sollte endlich auf eigenen Füßen stehen, selbstständig werden. Lot, der Jüngere, Lot, der Neffe, der – wir wissen nicht genau warum – einst von seinem Großvater in dieser Reisegesellschaft mitgenommen worden war: Großvater Terach, sein Sohn Abram samt Frau und eben Lot, der Enkel, Abrams Neffe, für den Abram eben väterlich zu sorgen hatte, als der Großvater gestorben war. Lot, das Anhängsel. Lot, das fünfte Rad am Wagen. Lot, der Anhängliche. Wann immer bislang von ihm die Rede war, hieß es nur kurz: „Er folgte.“ Was immer Abram erlebte und tat: Lot zog mit, wurde mitgenommen, mitgeschleift. Er folgte. Offenbar ging es ihm gut, er war zufrieden. Er bekam auch etwas ab von dem göttlichen Segen, der sich an Abram vollzog. Ein bequemes Leben. Mitläufer eines Gesegneten. Ein Segens-Parasit sozusagen, der unauffällig im Schutz des Gesegneten lebt und ihm wie ein Schatten folgt, die Augen immer aufmerksam auf

den Boden gerichtet, ob nicht hie und da eine Münze des Überreichen, ein Sternchnuppenstreif des Gesegneten auf den Boden fiel. Dieser Lot hat keine eigenen Visionen und Ziele. Er hat den Kopf nicht gehoben, um dem Leben und der Zukunft entgegenzugehen. Nein, er geht gesenkten Hauptes, nur bedacht die Spur des gesegneten Abram nicht aus dem Auge zu verlieren. Lot folgte. Aber eben damit war nun Schluss, sollte Schluss sein. „Trenne du dich doch von mir!“ sagt Abram und enttarnt, entschleierte damit Lots Unselbstständigkeit. Der Name Lot taucht übrigens auch an einer anderen Stelle in der Bibel nicht als Name, sondern als Wort einmal auf. Der Prophet Jesaja spricht von einem Lot und er meint damit einen Schleier, eine Verhüllung (25,7). Eben dieser Schleier ist nun gefallen. Lots Leben in Verhüllung, im Schatten des Gesegneten ist nun vorbei. So ist das ja oft im Streit, bei Trennungen: Die alltäglichen Schleier und Verhüllungen fallen weg. Man sieht den anderen und vielleicht auch sich selbst in einem ganz neuen Licht. Man erkennt – oder man meint zu erkennen – das wahre Angesicht!

Lot ist also enttarnt, entschleierte. Bei aller schmeichelnden Freundlichkeit waren die Worte Abrams an Lot, an den, der ihm im Schatten, wie ein Schatten mit gesenktem Hauptes stetig folgte, ... offenbar waren die Worte Abrams an diesen Lot deutlich genug. „Lot“, so heißt es, „hob die Augen und erblickte den gesamten Umkreis des Jordanflusses, dass da alles bewässert wurde. Denn bevor `Adonaj` Sodom und Gomorra zerstörte, war es dort wie im Garten `Adonajs`, wie im Land Ägypten – bis hinüber nach Zoar. Da wählte sich Lot den ganzen Umkreis des Jordan. Er brach nach Osten auf und so trennten sie sich, ein Mann von seinem Bruder.“

So, liebe Gemeinde, sollte Trennung sein: Dass man sich trennt als Bruder und Bruder, Schwester und Schwester, Mann und Frau, es ist gleich, man bleibt Mensch, man ist doch Mensch. Mit eigener Würde. Bei allem bislang Gesagten scheint die Trennung von Abram und Lot doch in guter Weise vollzogen. Abram mag den Lot gezwungen haben, aber er hat ihm auch seine Freiheit gelassen. Er hat ihn bedrängt, aber nicht in die Ecke gedrängt. So scheint es. Und doch habe ich auch hier

meine Fragen. Offene Fragen, für die es keine Antwort gibt: Lot hebt die Augen und sieht das fruchtbare Jordantal. Ein passender Ort, fruchtbarer als alles sonst umher. Nun weiß der biblische Erzähler schon mehr und er sagt es uns auch, aber wir wissen nicht, ob Abram und Lot das damals schon wissen konnten, als sie auf dort auf dem Gipfel ihr Leben bedachten, die Vergangenheit erst und nun die Zukunft. Sodom und Gomorra liegen dort im fruchtbaren Jordantal. Das verheißt nichts Gutes. Vernichtung droht, Sie kennen die Geschichte (1. Mose 19). In diesem Land ist kein gutes Leben, mit den Bewohnern dieser Städte kein gutes Auskommen, so fruchtbar das Jordantal auch sein mag. Dort zu leben verheißt nichts Gutes. Haben die beiden, Abram und Lot, es nun damals schon gewusst, oder nicht? War Lot so leichtsinnig, allein dem Augenschein zu trauen und alle Bedenken in den Wind zu schlagen? War Abram so heimtückisch, den vor Schock, vor Enttäuschung noch verschleierten Blick des gerade entschleierte Lot gerade auf dieses Stück Land zu lenken? Wohlwissend, dass es sein Verderben sein könnte? Wir wissen es nicht. Trennungen können so verschieden sein. Mag sein, das der entschleierte Lot einfach kopflos die Flucht ergriff: „Alles ist besser, als hier bei Abram zu bleiben! Was habe ich mich in diesem Mann getäuscht! Ich will nur weg, egal wohin!“ Mag auch sein, dass Abram dem Lot ein Kuckucksei unterjubelte als kleine Rache, als kleinen Denkkzettel, eine kleine Lektion, nachdem er ihn so lange mitgeschleift hatte, mitschleifen musste, immerhin hatte er ja nach dem Tod Terachs, des Vaters, des Großvaters die Verantwortung für seinen Neffen übernommen. Ein schweres Familienerbe. „Aber jetzt soll er mal zeigen, dass er seinen Mann stehen kann. An Sodom und Gomorra kann er nur lernen!“

Es mag auch sein, dass meine Vermutungen und Deutungen etwas zu weit gehen. Vielleicht standen die beiden ja auch einfach nur dort auf dem Berggipfel und der weise, erfahrene Abram gibt seinem Neffen Lot, der ein Mann geworden ist, seit die beiden das letzte Mal auf diesem Gipfel standen, vielleicht gibt Abram seinem Neffen Lot auch einfach zur rechten Zeit, den richtigen, väterlichen Rat: „Du bist jetzt alt genug, auf

eigenen Füßen zu stehen. Trenn dich von mir! Wohin du willst.“ Eine Freilassung sozusagen: „Jetzt bist du erwachsen, jetzt kannst du gehen.“ Ein wichtiger Schritt: „Du schaffst es jetzt allein, viel Glück, du hast meinen Segen!“ Und keiner von den beiden wusste etwas von Sodom und Gomorra. In der Ferne über 1000 Meter tiefer unter dem Gipfel leuchtete nur das frische Grün saftiger Weiden. Auch das ist möglich. Es ist in jedem Falle eine gute offizielle Version dieser Trennung von Abram und Lot. Eine gute Version für die Pressesprecher. Eine gute Version für die entfernten Nachbarn und Freunde, die sich erkundigen: „Ach, Abram, ich habe gehört, Lot ist fortgezogen?“ „Ach, Lot, ich habe gehört, du bist bei Abram ausgezogen?“ – „Ja, so ist der Lauf Dinge. Lot ist jetzt erwachsen!“

Mag auch sein, dass es so war. Unser Predigttext lässt verschiedene Deutungen offen, wenngleich wir aus Erfahrung wissen, dass Trennungen häufig in die Tiefe führen.

Auch Abram und Lot steigen nach ihrem Gespräch wieder von dem Gipfel zwischen Bet-El und Ai hinab in die Tiefe ihres Alltags. Das ist vielleicht sogar das Besondere an dieser Trennung von Abram und Lot: Dass sie nicht in der Tiefe, sondern auf dem Gipfel stattfindet. Wo doch viele Trennungen oftmals wie dunkle Täler in unserem Leben sind, wo wir eben gerade keinen Überblick mehr haben, wo sich uns die Weite des Lebens verschließt und wir überall nur Bäume und Felswände sehen, so als gäbe es keinen Weg heraus. Abram und Lot trennen sich auf einem Gipfel mit weitem Blick über ihr Leben, über ihre Vergangenheit und ihre Zukunft.

Trennungen können ein Segen sein. Ich möchte zum Schluss zumindest noch kurz berichten, wie es Abram und Lot nach ihrer Trennung weiter erging und lese Ihnen das Ende des Abschnittes von „Abrams und Lots Trennung“ vor (1. Mose 13,11-13) und auch den nächsten Abschnitt (1. Mose 13,14-18), der eng zu dieser Trennungsgeschichte gehört.

Und so trennten sie sich, ein Mann von seinem Bruder.

Abram blieb im Land Kanaan wohnen, Lot aber wohnte in den Städten des Jordankreises und zeltete bis nach Sodom

hin. Die Männer von Sodom aber waren böse und voll Verfehlungen gegen `Adonaj`, in hohem Maße.

Und der nächste Abschnitt mit der Lutherbibel-Überschrift „Der Herr wiederholt seine Verheißung an Abram“:

`Adonaj` sprach zu Abram, nachdem sich Lot von ihm getrennt hatte: „Heb doch deine Augen auf und blick von dem Ort, an dem du bist, nach Norden und nach Süden, nach Osten und nach Westen. Ja, das ganze Land, das du siehst, das will ich dir und deinen Nachkommen für immer geben. Ich werde deine Nachkommen wie den Staub auf der Erde machen. Nur wenn jemand die Staubkörner der Erde zählen kann, können auch deine Nachkommen gezählt werden. Auf, zieh im Land umher, in seiner Länge und in seiner Breite, denn dir will ich es geben.“ So schlug Abram sein Zelt auf und ab, kam schließlich an und blieb bei den Bäumen Mamres wohnen, die bei Hebron sind. Dort baute er einen Altar für `Adonaj`.

Am Ende sehen wir Abram wieder auf einem Berggipfel. Bei Hebron diesmal. Es ist der höchste Berg in dieser Gegend, höher noch als der Gipfel zwischen Bet-El und Ai. Es ist nicht zu übersehen, dass Abram seit der Trennung, ja durch die Trennung gewachsen ist. Der Segen Gottes ruht noch immer auf ihm, ja er wurde erneuert, konkretisiert, vergrößert. Abram auf einem neuen Lebensgipfel, von Lot ist keine Rede mehr. Gott sagt Abram, er solle die Augen heben – das kennen wir noch von Lot: „Nimm die Augen hoch, erhebe sie über das, was dein Alltag ist, schau über den Tellerrand!“ Und Abram schaut hoch wie Gott es ihm verheißt: Nach Norden, Süden, Westen und, ja auch, nach Osten. Vergangenheit und Zukunft sind nun für ihn Gegenwart. Selbst im Osten, wo doch eigentlich Lot sein sollte, regiert Abram.

Und was ist aus Lot geworden? Er ist hinab gestiegen vom Trennungsberg. In die Tiefe seines neuen Alltags. Hinab ins Jordantal, 300 Meter unter dem Meeresspiegel zu den grünen Auen und zu den Bewohnern von Sodom und Gomorra. Er hat es, so erfahren wir später, nicht gut geschafft sein eigenes Leben zu leben. Er bleibt wie ein Blättchen im Sturm der

Wünsche anderer und endet, so zumindest könnte man es deuten, als Säufer. Aber das ist eine andere Geschichte, über die in dieser Predigtreihe auch noch zu reden sein wird.

Abram also wächst in der Trennung, durch die Trennung. Beredter Ausdruck hierfür wird sein neuer, von Gott gegebener Name sein. Aus Abram wird Abraham, der „Vater vieler Völker“ (vgl. 1. Mose 17,5). Lot dagegen kommt nie richtig auf die eigenen Beine. Seine glücklichsten Jahre waren –so dürfen wir vermuten –die Jahre, in denen er Abram folgen konnte. „So ist das halt“, könnten wir sagen, „in jeder Trennung gibt es Gewinner und Verlierer!“ Aber stimmt das wirklich? Und ist es wirklich Abram anzulasten, dass Lot nie den Reichtum und den Segen, nie das Lebensglück und die Selbstständigkeit erlangen konnte wie er selbst? Ist das wirklich die Folge der Trennung des Abram vom Lot? Ich glaube nein. Abram und nicht Lot war eben der Gesegnete, der Begünstigte, schon lange vor der Trennung und ganz unabhängig von der Trennung der beiden. Und so ist es eben auch über die Trennung hinaus geblieben, so wäre es auch geblieben, wenn Abram dem Lot nicht gesagt hätte „Trenne dich von mir!“ Und immerhin, eines ist auch noch hervorzuheben: Abram blieb dem Lot auch über die Trennung hinaus verbunden. Abram blieb in Hörweite oder besser, in Sichtweite. Die Trennung war keine endgültige Trennung. Abram fühlte sich auch weiterhin mit verantwortlich für das, was Lot geschah. In seinen Lebenskrisen konnte Lot auf Abram zählen. Abram war es, der Lot im Krieg aus der Gefangenschaft fremder Könige befreite (vgl. 1. Mose 14). Und Abram-Abraham war es, der Lot und seine Familie beim Untergang Sodoms rettete, indem er bei Gott Fürbitte einlegte (vgl. 1. Mose 18). So hat sich Abram auch nach der Trennung der beiden unter Einsatz seines Lebens und seines Glaubens für Lot und die Seinen eingesetzt.

So segensreich können Trennungen sein. Amen!

Lesungstext 1. Mose 21,14-21 (Lutherbibel):

Da stand Abraham früh am Morgen auf und nahm Brot und einen Schlauch mit Wasser und legte es Hagar auf ihre Schulter, dazu den Knaben, und schickte sie fort. Da zog sie hin und irrte in der Wüste umher bei Beerscheba. Als nun das Wasser in dem Schlauch ausgegangen war, warf sie den Knaben unter einen Strauch und ging hin und setzte sich gegenüber von ferne, einen Bogenschuss weit; denn sie sprach: „Ich kann nicht ansehen des Knaben Sterben.“ Und sie setzte sich gegenüber und erhob ihre Stimme und weinte.

Da erhörte Gott die Stimme des Knaben. Und der Engel Gottes rief Hagar vom Himmel her und sprach zu ihr: „Was ist dir, Hagar? Fürchte dich nicht; denn Gott hat gehört die Stimme des Knaben, der dort liegt. Steh auf, nimm den Knaben und führe ihn an deiner Hand; denn ich will ihn zum großen Volk machen.“ Und Gott tat ihr die Augen auf, dass sie einen Wasserbrunnen sah. Da ging sie hin und füllte den Schlauch mit Wasser und tränkte den Knaben.

Und Gott war mit dem Knaben. Der wuchs heran und wohnte in der Wüste und wurde ein guter Schütze. Und er wohnte in der Wüste Paran, und seine Mutter nahm ihm eine Frau aus Ägyptenland.

Liebe Gemeinde!

Trennungen können entsetzlich sein. Die Geschichte, die wir heute hören, ist eine Geschichte zum Weinen. Eine traurige Geschichte. Eine Geschichte, die einen fassungslos und auch wütend machen kann. Eine Trennungsgeschichte der ungunstigen Art.

Standen wir bei der letzten Trennungsgeschichte von Abram und Lot (1. Mose 13,1-18) hoch erhoben, ja erhaben mit den beiden auf einem Berggipfel, um das Leben zu überblicken – Vergangenheit, Zukunft, alte Erfahrungen und Erinnerungen,

neue Ziele – so führt uns die heutige Trennungsgeschichte in die Niederungen. Nicht eines „finsteren Tales“ (Psalm 23,4), sondern schlimmer noch in die weite, gerade in ihrer Endlosigkeit ausweglose Ebene der Wüste. In einem Tal ist es düster. Man hat Angst, fühlt sich bedrängt und eingeengt. Man sieht keinen Ausweg, keine Richtung, in die man gehen könnte. Überall umlagern einen dunkle Schatten kalter Felsenwände. Und jeder Schritt führt nur weiter hinein in das Tal. Eine Wüste ist das genaue Gegenteil: Erbarmungslos brennendes Licht und unendliche Weite. Jede Richtung ist möglich. Theoretisch hat man alle Freiheiten. Aber welche Richtung erscheint in einer Wüste schon hoffnungsvoll? Wo befindet sich fruchtbares Land? Welcher Weg führt zu einer Oase? Wohl dem, der in der Wüste nicht die Orientierung verliert! Wohl dem, der wie ein Beduine die verborgenen Pfade kennt, die einen aus der Wüste wieder herausführen zum fruchtbaren Land, zum ertragreichen Leben! Wer lange in der Wüste lebt, wer umherzieht von einer Oase zur nächsten ohne eine klare Richtung einzuschlagen, der wird von einer Oase zur nächsten, mehr und mehr heimatlos, aus dem wird mehr und mehr ein Nomade des Lebens.

Und eben in dieser Heimatlosigkeit sehen wir die Magd Hagar mit ihrem Sohn Ismael am Ende unserer Geschichte. Wir haben die Geschichte gerade in der Lesung gehört. Hagar mit ihrem Sohn Ismael in der Wüste. Eine verzweifelte Mutter, die sich schließlich sogar von ihrem Sohn trennt, ihn unter eine Busch legt – nein: völlig entkräftet lässt sie ihn dort fallen, sie „wirft“ ihn geradezu unter diesen Wüstenbusch – um sich ein paar Schritte weiter selbst mitten in der Wüste hinzusetzen und verzweifelt zu weinen. Sie kann ihn nicht sterben sehen. Eine Szene, die die ganze Verzweiflung der Hagar widerspiegelt. So weit ist es gekommen, weil Abraham sie fortgeschickt hat! Weil Abraham sich von ihr getrennt, sie im wahrsten Sinne des Wortes „in die Wüste geschickt“ hat mit nichts weiter als einem Stück Brot und einem Schlauch Wasser. Hagar, die Ausgestoßene. Sie ist am Ende. Sie gibt sich auf. Da ist ihre eigene Lebens-Erschöpfung und viel mehr noch leidet sie an der Erschöpfung ihres einzigen Sohnes Ismael. Eigentlich ist er

schon 17 Jahre alt², sollte auf eigenen Füßen stehen können. Wir könnten uns auch vorstellen, dass er es ist, der seinerseits Hagar durch diese Wüste getragen hätte. Aber nein, es ist wie bei so vielen Trennungen: Die Kinder trifft es am härtesten! Die Kinder leiden am stärksten. Sie sind das schwächste Glied in der aufgebrochenen Beziehungskette.

Wie gut, dass diese Trennungsgeschichte, deren Ende wir gehört haben, auch eine Brunnengeschichte ist! Ein Engel erscheint der Hagar, gibt ihr neue Kraft, weist ihr den Weg, zeigt ihr, wo sie mitten in der Wüste einen Brunnen finden kann. Frisches Wasser. Eine Oase. Das schlimmste Unheil ist abgewendet. Aber seien wir ehrlich: Fruchtbare Land sieht anders aus. Hagar und Ismael werden Wüstenmenschen bleiben. Das Leben der beiden nach der Trennung von Abraham bleibt verwüstetes Leben. Sie sind heimatlose Nomaden, immer auf dem rastlosen Weg von einer Oase zur nächsten. Dafür wird das Volk der Ismaeliter, der Nachkommen des Ismael bekannt sein. Ein Nomadenvolk auf der Grenze des Lebens, irgendwo in der Wüste zwischen Israel und Ägypten. So wird hier mit dem Schicksal von Hagar und Ismael zugleich auch Völkergeschichte, ja Glaubensgeschichte erzählt: „Seht her, das sind die Ismaeliter. Es sind Nomaden, Wüstenmenschen. Sie sind uns verwandt und haben doch nicht denselben Glauben wie wir!“ So wurde diese Geschichte früher erzählt an den Lagerfeuern Israels.

Aber wie schnell kann aus einem Menschen, der seinen festen Platz im Leben und auch im Glauben hat, der genau weiß, wo er hingehört, ein solcher Wüstenmensch werden! Hagar ist das beste Beispiel dafür: Sie hatte ihren festen Platz im Leben. Sie war Angestellte der Sarai³, ihre Magd, ihre Dienerin. Ein krisensicherer Job beim Segensreichtum des Abram, des

² Nach den Angaben der sog. Priesterschrift in 1. Mose 16,16 und 21,5 war Ismael bei Isaaks Geburt 14 Jahre alt. Das in 21,8 angesprochene Fest der Entwöhnung fand in der Regel am dritten Geburtstag eines Kindes statt.

³ In 1. Mose 17,5.15 wird die Umbenennung von Abram in Abraham und von Sarai in Sara berichtet.

Mannes der Sarai. Doch dann geschahen Dinge, die das Leben der Hagar auf den Kopf stellen sollten. Unerwartete Dinge, muss man sagen. Damit konnte niemand rechnen, auch der biblische Leser ist überrascht, ein großes Spannungsmoment am Lagerfeuer der alten Geschichtenerzähler: „Sarai, Abrams Frau, gebar ihm – dem Abram, dem Segensreichen – kein Kind!“ (1. Mose 16,1) Und mit diesem bedeutungsschwangeren Satz von der Unfruchtbarkeit ihrer Herrin beginnt die Unglücksgeschichte der Hagar. Bemerkenswert! Auch am Anfang hören wir also von einer Lebenswüste, der Lebenswüste einer anderen: Die Unfruchtbarkeit der Sarai – sie ist die erste der Erzmütter, die das allesamt erleben werden. Lange Zeiten der Unfruchtbarkeit. Lange Wüstenzeiten im Leben. Es gibt so viele so verschiedene Wüstenzeiten! Wenn es nicht ein so ernstes Thema wäre, müssten wir es an dieser Stelle wirklich für einen Witz halten, eine subtile humorvolle Einlage des biblischen Erzählers. Denn gerade noch hatte Gott es dem Abram doch zugesagt: „Du wirst Nachkommen haben ohne Ende. Du wirst sie nicht zählen können, so viele sind es. Wie die Sterne am Himmel, wie der Staub auf Erden.“ (vgl. 1. Mose 13,15-16; 15,5) Und nun die simple Feststellung über seine Frau Sarai: „Unfruchtbar!“

Es ist eben diese simple Feststellung, die die sicher geglaubte Welt der Hagar auf den Kopf stellen sollte. Es führt hier leider zu weit, die Geschichte in allen Einzelheiten zu erzählen. Letztlich entspinnt sich eine dramatische Dreiecksgeschichte, wie kein Schriftsteller sie sich besser ausdenken könnte (vgl. zum Folgenden 1. Mose 16). In den drei Hauptrollen sehen wir Sarai, die Frau Abrams, Hagars Chefin, die Unfruchtbare. Sie hält die Zügel der ganzen Geschichte fest in der Hand. Sie zieht die Fäden: Es ist ihre Idee, dass Abram Hagar zur Nebenfrau nimmt. Sollte Hagar schwanger werden, wird sie, die Herrin, dieses Kind nach damals geltendem Recht für sich beanspruchen. Hagar, die Magd, sollte auf ihren Knien gebären, dann wäre Hagars Kind ihr Kind. So konnte man damals auch als unfruchtbare Frau Mutter werden. Sarai, also die Listenreiche und Mächtige. Und dann auch Sarai, die Eifersüchtige. Denn

grün vor Neid ist sie, als ihre Magd Hagar, nunmehr auch Nebenfrau, dann tatsächlich schwanger wird.

In der zweiten Rolle sehen wir Hagar. Hagar, die Magd, die Karriere macht. Von der Dienerin Sarais zur Nebenfrau Abrams, das ist schon ein gehöriger sozialer Aufstieg. Hagar, die Fruchtbare. Tatsächlich wird sie schwanger. Ismael wird ihr Sohn heißen. „Gott hat gehört.“ Wer so gesegnet ist, kann das Haupt schon etwas höher tragen. Hagar, die Stolze. Die Übermütige, denn offenbar hob sie ihr Haupt, ihre Nase etwas zu hoch, besonders wenn sie Sarai, ihre Herrin traf. Das konnte nicht gut gehen. Hagar dann also die Gedemütigte. Die Zurückgesetzte. Und schließlich die Ausgestoßene.

Und in der dritten Hauptrolle sehen wir Abram. Abram, der – ja was soll ich sagen? – Abram, der Zurückhaltende? Abram, der, der seine Fahne in den Wind hängt? Abram der treue Ehemann, der alles tut, was seine Hauptfrau Sarai von ihm verlangt: Er nimmt zunächst Hagar zur Nebenfrau, er schwängert sie, hebt sie empor und degradiert sie dann doch wieder zur Dienerin, als die eifersüchtige Sarai ihren Unmut, ihre Eifersucht äußert. Und am Ende – wir haben es gehört – schickt er sie dann sogar ganz weg: „Ab in die Wüste mit dir! Ein Laib Brot, ein Schlauch Wasser, das muss reichen!“ Abraham, der Herzlose. Der Hilflose. Ein Mann wie Knetgummi. Wenn der doch nur mal seine Meinung sagen würde! Dann wäre allen geholfen. Wir hatten das ja ganz ähnlich auch schon bei seiner Trennung von Lot: „Trenne du dich von mir!“ anstelle eines einfachen, klaren „Hau ab! Es ist Zeit, dass du auf eigenen Füßen stehst!“ (vgl. 1. Mose 13,9)

Dreiecksbeziehungen, liebe Gemeinde, laufen meistens auf eine Trennung hinaus. Das ist schon bei spielenden Kindern so, eine alte Binsenweisheit: Eins ist langweilig. Zwei geht gut. Vier oder fünf geht gut. Aber bei dreien gibt's Probleme. Dreiergespanne sind instabil, selbst wenn alle davon profitieren. Lange geht so etwas nie gut. Und es muss nicht immer eine Nebenbuhlerin oder ein Nebenbuhler sein. Oft genug reichen auch Freunde, Eltern, Kinder um eine Partnerschaft ins Schwanken zu bringen. Und manchmal spannt sich schon durch einen zeitraubenden Beruf, ein intensives Hobby oder

ein immerwährendes, ungelöstes Problem ein solches Dreieck mit seiner ganzen ungunstigen Dynamik auf.

Es spricht vieles dafür, dass Hagar letztlich dieser Dreieckskonstellation zum Opfer fiel. Der Konkurrenz mit der eifersüchtigen Hauptfrau Sarai war sie nicht gewachsen. Sie konnte ihr nicht gewachsen sein.

Spätestens als Sara dann nach Jahren doch noch selbst schwanger wurde und einen eigenen Sohn gebar, Isaak (1. Mose 21,1-7), spätestens da waren Hagar und Ismael überflüssig geworden. Beim Entwöhnungsfest dieses Isaak, das nach altem Brauch zum dritten Geburtstag gefeiert wurde, als der Knabe also wie man so schön sagt „aus dem Größten raus war“, bei diesem Fest also – und das ist sicher kein Zufall – zettelt Sara den fadenscheinigen Streit an, der letztlich Abraham zwingt, Hagar und Ismael zu vertreiben (vgl. 1. Mose 21,8-13), sie mit einem Brot und einem Schlauch Wasser in die Wüste zu schicken.

Hagar und Ismael in der Wüste. Im Nachhinein und von außen besehen muss man sagen: Es hat genau so kommen müssen! Der Konflikt, die Trennung waren unvermeidbar. Im Nachhinein ist man immer schlauer. Abram und Hagar, das war ein zu ungleiches Paar. Er der Reiche, sie die Magd. Die Beziehung stand unter keinem guten Stern. Ihre Interessen, nicht ihre Liebe haben sie zusammengeführt. Und es waren noch nicht einmal gemeinsame Interessen: Hagar ihrerseits genoss den gesellschaftlichen Aufstieg, blinzelte womöglich mit einem Auge auch auf das Erbe des Abram. Und Abram seinerseits wollte einfach einen Sohn, einen Nachfolger, einen Erben, an dem sich der ganze Segen Gottes vollziehen konnte. Von Liebe ist in der ganzen Geschichte auf beiden Seiten nicht ein einziges Mal die Rede. Hagar war für Abram nur Ersatz, er beachtete sie kaum. Das ist keine gute Ausgangsbasis für eine dauerhafte Beziehung. Im Nachhinein und von außen betrachtet ist das alles ganz logisch und einfach, absehbar. Das konnte nicht gut gehen. Es hat genau so kommen müssen! Der biblische Erzähler nimmt aber eine andere Perspektive ein. Er führt uns – und das mag zunächst überraschen – mit Hagar zusammen hinaus in die Wüste. Er lässt uns ihre Gedanken, ihre

Gebete, ihre Sichtweise sehen. Das ist mehr als nur der dramatische Kniff eines guten Erzählers, der ein wenig auf die Tränendrüsen drücken will. Es geht ihm – so meine ich – tatsächlich um Hagar. Es geht ihm tatsächlich darum, dass wir als Hörerinnen und Hörer aus dieser Situation, aus der Sichtweise der Hagar etwas lernen. Insgesamt zwei Mal führt uns der Erzähler mit Hagar in die Wüste. Vom zweiten Mal, vom Ende, haben wir gehört. Aber Hagar war schon vorher einmal in der Wüste gewesen. Als hochschwängere Frau war sie vor dem Mutwillen ihrer Herrin geflohen, hatte sich an eine Quelle mitten in der Wüste gesetzt, saß da und wusste nicht ein noch aus (vgl. 1. Mose 16,6b-14). Damals, bei ihrer selbst gewählten Flucht, kannte sie die Quellen der Wüste offenbar noch. Sie wusste, wo die Oasen, die verborgenen Wege des Überlebens sich befinden. Und trotzdem war sie heimatlos, ziellos. Später dann, beim zweiten Mal in der Wüste, von dem wir ausführlicher gehört haben, ist sie tatsächlich orientierungslos. Nun, beide Male spricht ein Engel zu ihr, „er findet sie“ – wie es ausdrücklich heißt – mitten in der Wüste. Beim ersten Mal stellt der Engel die entscheidende Frage einer Trennung: „Wo kommst Du her? Wo willst Du hin?“ (1. Mose 16,8). Trennungszeiten sind Orientierungszeiten. Wie schon bei Abram und Lot geht es um Vergangenheit und Zukunft. Hagar erzählt dem Engel daraufhin ihre ganze Geschichte. Auch das ist wichtig: Jemanden zum Reden zu haben! Einmal alles loswerden können! Das reinigt! Beim zweiten Mal fragt der Engel nur kurz: „Was ist dir, Hagar? Fürchte dich nicht!“ Er muss sich nicht alles noch einmal anhören. Nicht noch einmal diese endlose Gedankenschleife ohne Ausgang. Er weiß, wie es Hagar geht, das ist nur zu offensichtlich. Beim ersten Mal spricht der Engel ihr Mut zu, erzählt von der bevorstehenden Geburt des Knaben Ismael und dass Gott für ihn sorgen wird. Und er rät Hagar, wieder umzukehren. Sich nicht zu trennen. Beim zweiten Mal gibt es keine Umkehr mehr. Der Weg ist nun endgültig versperrt. So geschieht eine Trennung nicht von heute auf morgen, sondern in Etappen, in unserem Beispiel von Hagar und Ismael sogar über den Zeitraum vieler Jahre, einer ganzen Jugend hinweg. Wie sie da am Ende voller

Kummer wieder in der Wüste sitzt, mag es für Hagar wie ein Déjà-vu gewesen sein. Etwas wiederholt sich. „Das habe ich doch schon einmal erlebt!“ Die Vergangenheit rückt ganz nah: „Wo kommst du her? Wo gehst du hin?“ Solche Déjà-vus gehören offenbar auch zu Trennungen: „Das gibt es doch nicht, dass mir das schon wieder, noch einmal passiert! Ich hätte doch gewarnt sein müssen! Jetzt sehe ich es, aber, dass ich das vergessen konnte!“

Trennungen können entsetzlich sein. Die Trennung, von dir wir heute gehört haben, war es ganz offenbar. Eine Geschichte zum Weinen. Eine traurige Geschichte. Eine Geschichte, die einen fassungslos und auch wütend machen kann. Eine Trennungsgeschichte der unguten Art. Ein Trennungsgeschichte, die uns in die Niederungen führt, in die Wüsten des Lebens. Dort, wo der Schmerz am größten ist, wo Orientierungslosigkeit, Einsamkeit und Verzweiflung herrschen. Das Besondere der biblischen Erzählung von Hagar und Ismael ist, dass sie uns mitnimmt in diese Wüste. Dass der Erzähler nicht halt macht an dieser Grenze des Leides und der Entbehrung. Dass der Erzähler nicht nur den ausgetretenen Wegen seiner großen Verheißungsträger folgt und bei Abram, Sarai und Isaak bleibt, sondern dass er uns mit Hagar und Ismael auch die verborgenen Pfade durch die Wüste führt. Es bewahrheitet sich darin etwas von dem, was Abram verheißen ist: Dass er als Vater im Glauben (vgl. 1. Mose 15,6 und dann Galater 3,6-9) der Vater aller Völker ist.

Die Wüste ist in der Sicht des Erzählers nicht nur tote Landschaft. Endstation. Sie ist für ihn trotz aller harten äußeren Bedingungen Lebensraum. Ganz wichtiger Lebensraum. Entscheidender Lebensraum: In der Wüste wird das Volk Israel seinen Überlebenskampf im Glauben führen. Und im Nachhinein wird sich eben dieses Volk Israel dankbar daran erinnern: An die gute, alte Wüstenzeit. Ja, hart war es, aber da ging es noch um den Glauben! Da ging es noch um die wichtigen Fragen! Die Wüste, der Ort neuer Orientierung. So wie Propheten oder auch Johannes der Täufer und selbst Jesus sich in die Wüste zurückzogen. In der Wüste, so wird sich das Volk Israel dankbar erinnern, in der Wüste spürten wir noch

hautnah, wie Gott uns begleitet. Die Wüste als Ort der Gottesbegegnung. So wie Hagar in der Wüste einen Engel trifft, von ihm „gefunden wird“. Einen Engel, der ihr den Weg zur nächsten Quelle zeigt.

Glückliche Hagar! Glücklicher Ismael! Mögen alle Menschen, die sich trennen – trennen mussten, trennen wollten, getrennt wurden, sich getrennt haben – möge allen Menschen, die sich trennen, ein solches Glück zuteil werden, dass ihnen in der Zeit der größten Not und Verzweiflung ein Engel Gottes begegnet. Amen!

Noah und seine Söhne, Lot und seine Töchter (1. April)

Liebe Gemeinde!

Familiengeschichten sind Alltagsgeschichten. Das zumindest könnte man meinen. Immerhin ist doch für die meisten Menschen Familie Alltag. Ganz egal, wie man diesen Familienalltag nun erlebt – ob die Familie einem Rückhalt und Stärkung, Geborgenheit gibt oder ob sie eher notwendiges Übel, Einschränkung, eine Last ist – ganz egal: Familie ist Alltag, Familiengeschichten sind Alltagsgeschichten. Das zumindest sollte man meinen. Die beiden Geschichten, die ich Ihnen heute als Familiengeschichten erzählen will, sind jedoch alles andere als alltäglich, ganz im Gegenteil. Sie sind so außergewöhnlich, dass man sich fragt, ob man wirklich die Bibel in der Hand hält oder nicht eher einen reißerischen Artikel aus der Regenbogenpresse. Die passenden Schlagzeilen eben dieser Regenbogenpresse könnten etwa lauten: „Besoffener Noah von eigenem Sohn bloßgestellt!“ Und: „Lot am Ende – Im Suff die eigenen Töchter geschwängert!“ Kein Zweifel: Die Familiengeschichten, die ich für heute ausgesucht habe, sind Schlafzimmengeschichten. Geschichten, die so gar nicht auf die Kanzel passen wollen und erst recht nicht in die Bibel. Bei all dem Außergewöhnlichen, Spektakulären, was wir da gleich hören, geht es doch um etwas ganz Alltägliches. Es geht letztlich um nichts anderes als um das Erwachsenwerden unserer Kinder. Es geht um die Loslösung der Kinder vom elterlichen Haus, von der Familie. Es geht um Probleme bei

dieser Loslösung. Und weil diese eigentlich doch ganz alltäglichen Probleme nicht eben klein sind, geht es so ganz nebenbei auch um Alkohol und seine verheerende Wirkung auf Menschen. Um betrogene Loyalität. Um Familienschande. Um Geschwätz hinter dem Rücken. Um üble Nachrede. Aber hören Sie selbst.

Ich lese die biblische Geschichte und kommentiere sie dabei gleich. Ich beginne mit der Familiengeschichte von Noah und seinen Söhnen (1. Mose 9,18-29, Lutherbibel):

„Die Söhne Noahs, die aus der Arche gingen, sind diese: Sem, Ham und Jafet. Ham aber ist der Vater Kanaans.“

Das ist wichtig! Das ist zumindest dem Erzähler unserer Familiengeschichte wichtig: Ham und Kanaan, das Volk Kanaan, das zu späteren Zeiten mit dem Volk Israel zusammen im gelobten Land leben sollte und also ein Rivale, ein Konkurrent, ein Feind war... , Ham, der Sohn Noahs, und Kanaan sind eins! An Ham sieht man, wie Kanaan, wie das Volk der Kanaanäer so ist!

Sem, Ham und Jafet also.

„Das sind die drei Söhne Noahs; von ihnen kommen her alle Menschen auf Erden.“

Wir befinden uns noch mitten in der Urgeschichte. Wenn hier von einem konkreten Menschen gesprochen wird, etwa von Noah, dann ist noch immer zugleich der Mensch an sich gemeint – Du und ich! Wobei wir an Ham sehen, dass sich das schon etwas auflöst: Ham steht nicht für jeden Menschen auf der Erde. Ham steht nur für die Kanaanäer unter uns. Wir werden noch hören, was es mit denen auf sich hat. Ich will dem Ganzen nicht vorgreifen, aber soviel sei an dieser Stelle schon gesagt: Als Feinde Israels haben die Kanaanäer in der Bibel keine wirklich gute Presse.

Zurück zu unserer Geschichte:

„Noah aber, der Ackermann, pflanzte als erster einen Weinberg.“

Die Sintflut ist vorbei! Es gibt wieder Hoffnung. Es lohnt sich wieder, das Feld zu bestellen. Die Menschengeschichte kann ihren Lauf nehmen. Auch neue Dinge können angepackt

werden. Volkswirtschaftlich gesprochen: Der Geschäftsklimaindex zeigt deutlich nach oben! Investitionen lohnen sich wieder! Noah wird der erste Weinbauer auf Erden. Ein Hoffnungszeichen! Aber wie das so ist: Jede Investition hat auch ihr Risiko. Noah ist auch der erste Mensch, dem der Saft der Weintrauben zu sehr in den Kopf steigt. Es gibt auch ein „Zu-viel-des-Guten“. Wer will es dem Noah auch verdenken? Woher sollte er es denn wissen, dass die gegorene Traube betrunken macht? Die Bibel schildert das Folgende zunächst ganz sachlich:

„Und da er von dem Wein trank, ward er trunken...“ ,

so übersetzt es Martin Luther und er übersetzt dann weiter:

„... und lag im Zelt aufgedeckt“ ,

also nackt. Diese letzte Übersetzung Martin Luthers ist nicht ganz richtig. Die Worte „er lag ... aufgedeckt“ verdecken uns den eigentlichen Sinn. Eigentlich steht hier: „Noah entblößte sich in der Mitte, im Inneren seines Zeltes“. Das ist schon ein kleiner, aber doch nicht unwichtiger Unterschied, ob man wie zufällig aufgedeckt daliegt oder ob man sich im berauschten Bewusstsein selbst entblößt. Die Nacktheit, von der hier die Rede ist (hebräisch: Aerwah), ist nicht nur einfach die Nacktheit des Unbekleidet-Seins (im Hebräischen ein verwandter Wortstamm, aber doch ein anderes Wort: Erom)– wie bei Adam und Eva (1. Mose 3,7): „Hoppla, wir haben ja nichts an!“. Nein, es ist eine schamvolle Nacktheit, in manchen Zusammenhängen ist diese Nacktheit durchaus auch von entwürdigender Erotik (vgl. z.B. Jes 47,3 oder Ez 16,37). Es geht hier um die Bloßstellung, um das Hässlich-Sein des Menschen. In seinem Rausch entblößte sich Noah selbst zu solcher entwürdigenden Hässlichkeit. Luthers Übersetzung „er lag ... aufgedeckt“ ist schlichtweg falsch. Immerhin können wir Luther und die vielen anderen, die in seinem Sinne übersetzen, durchaus verstehen: Warum in dieser Blöße Noahs noch herumstochern, wo Noah doch als erster Weinbauer und erster Weintrinker schließlich nichts für seinen Rausch konnte? Gerade eben hat die Menschengeschichte nach der Sintflut wieder so schön und hoffnungsvoll angefangen. Über Noahs

Weinberg sieht man noch immer die Hoffnungsstrahlen des Regensbogens schimmern (vgl. 1. Mose 9,13-14). Da will niemand der Spielverderber sein. Und so nehmen eben auch die meisten Übersetzer Noah etwas in Schutz: „er lag aufgedeckt da“ –das kann doch mal passieren!

Noahs Sohn Ham denkt da anders. Er ist Spielverderber. Er spuckt in die laue Suppe der Schöngeister und zeigt die entwürdigende Blöße seines Vaters direkt an:

„Als nun Ham, Kanaans Vater,...“

– das muss natürlich noch gesagt sein! Das dürfen wir über all den anderen Überlegungen und Ereignissen ja nicht vergessen! Wo immer er kann, wiederholt es der Erzähler gebetsmühlenartig: Ham ist Kanaan! Und jetzt hört, was Ham..., also Kanaan..., also die Kanaanäer unter uns, taten: –

„Als nun Ham, Kanaans Vater, seines Vaters Blöße...“

– diese entwürdigende Blöße, die den geliebten Vater mit einem Mal hässlich werden lässt –

„...sah, sagte er’s seinen beiden Brüdern draußen.“

Dieses „Sagen“ ist zunächst ein gewöhnliches „Sagen“. Ein „Weitersagen“ im üblichen, neutralen Sinne. Ganz sachlich. Der Erzähler vermerkt nun aber doch ausdrücklich, dass dieses „Weitersagen“ „draußen“, in der Öffentlichkeit, stattfand. Es ist also kein dezentes „Hinter-der-Hand-Weitersagen“: „Hört mal Brüder, ich brauche eure Hilfe, das und das ist geschehen“. Sondern schon eher ein lautes Herumposaunen: „Habt Ihr schon gehört?...“ Letztlich ist es ein Weitersagen auf Kosten anderer: „Den müsstet ihr sehen, den Alten, wie er da besoffen rumliegt!“. So etwas lässt sich mit dem richtigen Tonfall auch ganz sachlich „sagen“. Genau genommen ist es ein Schwätzen und Tratschen! Dinge, die nicht nach draußen gehören, werden nach draußen getragen, werden „draußen weiter gesagt“.

„Da nahmen Sem und Jafet ein Kleid und legten es auf ihrer beider Schultern und gingen rückwärts hinzu und deckten ihres Vaters Blöße zu; und ihr Angesicht war abgewandt, damit sie ihres Vaters Blöße nicht sähen“.

So, liebe Gemeinde, ist das richtig! So, liebe Gemeinde, hat das zu sein! Dezent, verschwiegen, respektvoll. Man muss nicht alle Dinge mit eigenen Augen gesehen haben. Da könnte sich Ham (also der Vater von Kanaan..., also die Kanaanäer... Sie wissen schon) eine Scheibe von abschneiden! Die Familie ist ein intimer Bereich. Hier bekommen wir mehr zu sehen als bei Freunden oder Nachbarn. In der Familie gibt es ein Grundvertrauen, gibt es Grundregeln, die für alle Familienmitglieder gleichermaßen und selbstverständlich gelten. Und eine dieser Grundregeln ist eben, dass man nicht schwatzt und tratscht. Nicht alles „draußen“ ausplaudert. Sich nicht auf Kosten der anderen lustig macht. Und eben gegen diese Grundregel hat Ham verstoßen. Und letztlich hat er damit auch verstoßen gegen eine noch höhere Regel, ein noch höheres Gesetz, das fünfte Gebot: „Du sollst Deinen Vater und deine Mutter ehren!“ (2. Mose 20,12 und 5. Mose 5,16). Ham, also Kanaan, also die schwatzhaften Kanaanäer unter uns, gehören zwar zur Familie – genetisch gesehen, wir alle sind ja Menschen, wir alle sind Nachkommen Noahs –, aber eigentlich gehört Ham doch nicht recht dazu! Man kann ihm nicht trauen! Traue keinem Kanaanäer! Er wird dich hinterrücks bloßstellen, auslachen, zum Gespött der Leute machen! Er weiß nicht, was Ehre ist!

Und auch das ist richtig, was der holländische Theologe Nico ter Linden (Es wird erzählt..., Band 1) zu dieser Stelle schreibt, irgendwann ist es soweit: „Früher oder später entdeckt ein Kind immer die Schwächen des Vaters (der Mutter). Und was soll er dann mit dem drunken sailor machen? Sem und Jafet halten ihn in Ehren, Ham lässt ihn fallen.“

Familientherapie für Anfänger: Haben Sie Ihren Eltern schon verziehen, dass Sie keine Übermenschen waren oder sind? Dass selbst der eigene Vater, selbst die eigene Mutter genauer betrachtet ganz normale, stinknormale Menschen sind mit Macken und mit Fehlern, mit Schrullen und mit so manchen Seltsamkeiten – und eben nicht die gottgleichen Übermenschen, als die wir sie in der Kindheit sahen? Und für die Älteren unter uns: Haben es Ihnen Ihre Kinder schon verziehen? Dass Sie eben so sind, wie sie sind? Normale

Menschen, nackt und bloß, auch mit manch hässlich anzusehenden Stellen, die Sie lieber verborgen halten würden –so wie wir alle!

Nun, liebe Gemeinde! Der Vater Noah hat es seinem Sohn Ham jedenfalls nicht verzeihen, was er gesehen, wörtlich heißt es „was er getan“ hat. Und auch dem biblischen Erzähler fällt es ganz offenbar schwer zu verzeihen:

„Als nun Noah erwachte von seinem Rausch und erfuhr,...“

– wörtlich heißt es „erkannte“, es hat also diesmal niemand geschwatzt, es geht vielmehr um ein Erkennen wie auch Adam und Eva ihre Nacktheit „erkannt“ haben (vgl. 1. Mose 3,7) –

„..., was ihm sein jüngster Sohn angetan hatte, sprach er: ‚Verflucht sei Kanaan und sei seinen Brüdern ein Knecht aller Knechte!‘ Und er sprach weiter: ‚Gelobt sei der Herr, der Gott Sems, und Kanaan sei sein Knecht! Gott breite Jafet aus und lasse ihn wohnen in den Zelten Sems, und Kanaan sei sein Knecht!‘

Noah aber lebte nach der Sintflut 350 Jahre, dass sein ganzes Alter ward 950 Jahre und starb.“

Das ist das Ende unserer ersten Familiengeschichte. Haben Sie das gemerkt? Der Erzähler redet ganz unversehens nicht mehr von „Ham, dem Vater Kanaans“, sondern jetzt direkt von „Kanaan“: „Verflucht sei Kanaan! Kanaan sei ein Knecht des Sem!“ Und Sem ist, das weiß ja jedes Kind, das braucht nicht eigens erwähnt zu werden, der Stammvater der Semiten, des jüdischen Volkes. Der Erzähler hat offenbar auch seine ganz eigene Rechnung mit Ham zu begleichen. Ehrlich gesagt: Ich würde es Noah wünschen, dass er nicht mit einem Fluch auf den Lippen gestorben ist. Ich würde es Noah wünschen, dass er Ham verzeihen konnte, dass er „draußen weitergesagt“, dass er geschwatzt hatte. Aber ich fürchte, dass das aus Noahs Sicht gar nicht das Schlimme, das Verletztende, das, was er ihm „angetan hatte“, war. Ich fürchte, das Schlimme war schon allein die Tatsache, dass Ham seinen Vater nackt und bloß, in seiner schönen menschlichen Würde, aber auch seiner entwürdigenden menschlichen Hässlichkeit gesehen hatte. Irgendwann ist es immer soweit. Früher oder später

entdeckt ein Kind immer die Schwächen seiner Eltern. Das, liebe Gemeinde, gehört zu Erwachsenwerden dazu.

Kommen wir zur zweiten Familiengeschichte. Wir hören das Ende der Geschichte von Lot (1. Mose 19,30-38). Gerade wurde Lot durch die Fürbitte seines Onkels Abraham (1. Mose 18,16-33) von Engeln vor der Zerstörung Sodoms gerettet (vgl. 1. Mose 19,1-29).

Aber was ist das für eine Errettung? Die eigene Frau ist auf der Flucht zurückgeblieben, „zur Salzsäule erstarrt“ wie es heißt, weil sie zu sehr am Vergangenen hing, anstatt nach vorne zu schauen. Ist man da fröhlich über die Errettung oder voller Trauer und Gram wegen des Verlustes der Heimat, der Frau, des Lebens, das man sich – und gerade auch Lot! – ja so mühevoll aufgebaut hat? Freude oder Trauer? Fragen Sie doch nach bei den älteren Generationen in Ihrer Familie. Fragen Sie doch nach bei denen, die den Krieg noch erlebt haben. Die wissen, was Flucht bedeutet. Der Verlust der Heimat. Die auch wissen, wie lähmend es sein kann, nur zurück zu blicken! Es ist nicht nur das Ende der Geschichte von Lot, sondern auch Lot selbst ist am Ende. Er ist niedergeschlagen, ja mehr als das: Wir sehen ihn als einen gebrochenen Mann. Ein Mann in Depression. Ein Mann, der sich zurückzieht. Ein Mann, der – wie der Weinbauer Noah vor ihm – zu tief in die Flasche schaut. War Noah entschuldigt, weil er ja als erster Weintrinker nicht um die Wirkung des Traubensaftes wissen konnte, so ist Lot entschuldigt, weil es seine Töchter sind, die ihn betrunken machen.

Aber hören Sie selbst (1. Mose 19,30, Lutherbibel):

„Und Lot zog weg von Zoar...“

–wohin er sich nach Sodoms Vernichtung geflüchtet hatte –

„... und blieb auf dem Gebirge mit seinen beiden Töchtern; denn er fürchtete sich, in Zoar zu bleiben; und so blieb er in einer Höhle mit seinen beiden Töchtern.“

Lot, der Ängstliche. Lot, der sich zurückzieht. In eine dunkle Höhle. Allein mit seinen Töchtern. Immerhin: Die sind ihm geblieben! Mit dem Rest der Welt will er nichts mehr zu tun haben! Wie es wohl diesen Töchtern gehen mag?

Wohlgemerkt: Sie sind keine Kinder mehr. Eigentlich wären sie schon längst in heiratsfähigem Alter, wenn denn der Alte sie gehen ließe. Wenn denn der Alte sich um die ihm zukommende Aufgabe kümmern würde, sie zu verheiraten. Aber eben das tut er nicht. Und stattdessen müssen sich umgekehrt die Töchter um ihren Vater kümmern, der ein Höhlenmensch geworden ist. Der nicht mehr am Leben teilnimmt. Eigentlich müssten die beiden namenlosen Töchter Lots schon lange aus dem Haus sein. Stattdessen müssen sie mit ihrem Vater in einer einsamen Gebirgshöhle leben, fernab vom Leben, ohne irgendeine Perspektive auf ein eigenes Leben.

Auch das sind Familiengeschichten: Der Vater, die Mutter, die ihre Kinder nicht gehen lassen können oder wollen. Jede fürsorgliche Aufgabe im Haus lässt die Kinder Kinder bleiben, verhindert ein Erwachsenwerden.

Die Lösung dieses Problems wird in unserer Geschichte in drastischer Weise erzählt. Ich lese den Text gleich am Stück ohne weitere Zwischenbemerkungen vor. Nur ein Wort vorweg: Es handelt sich um eine Polemik. Eine Polemik unterhalb der Gürtellinie. So, wie streitende Jugendliche auf dem Pausenhof in derber Sprache Unflätigkeiten über ihre Mütter austauschen um sich zu beleidigen, eben so berichtet hier der biblische Erzähler in sachlicher Ruhe und genüsslicher Ausführlichkeit Ungehörigkeiten über die Stammütter zweier ungeliebter Volksgruppen, der Ammoniter und der Moabiter.

Aber hören Sie selbst (1. Mose 19,31-38, Lutherbibel):

„Da sprach die ältere (Tochter Lots) zu der jüngeren: ‚Unser Vater ist alt, und kein Mann ist mehr im Lande, der zu uns eingehen könnte nach aller Welt Weise – was für eine wunderbare Formulierung! – So komm, lass uns unserem Vater Wein zu trinken geben und uns zu ihm legen, dass wir uns Nachkommen schaffen von unserem Vater.‘

Da gaben sie ihrem Vater Wein zu trinken in derselben Nacht. Und die erste ging hinein und legte sich zu ihrem Vater; und er ward's nicht gewahr, als sie sich legte noch als sie aufstand.

Am Morgen sprach die ältere zu der jüngeren: ‚Siehe, ich habe gestern bei meinem Vater gelegen. Lass uns ihm auch diese Nacht Wein zu trinken geben, dass du hineingehst und dich zu ihm legst, damit wir uns Nachkommen schaffen von unserem Vater.‘

Da gaben sie ihrem Vater auch diese Nacht Wein zu trinken. Und die jüngere machte sich auch auf und legte sich zu ihm; und er ward's nicht gewahr, als sie sich legte noch als sie aufstand.

So wurden die beiden Töchter schwanger von ihrem Vater. Und die ältere gebar einen Sohn, den nannte sie Moab. Vom dem kommen her die Moabiter bis auf den heutigen Tag.

Und die jüngere gebar auch einen Sohn, den nannte sie Ben-Ammi. Von dem kommen her die Ammoniter bis auf den heutigen Tag.“

Soweit, liebe Gemeinde, diese Geschichte. Sie macht ein wenig sprachlos. Wie gesagt, es steckt viel Polemik in ihr.

In dem Maße, wie Lots Liebe zu seinen Töchtern nicht mehr selbstlos, frei und befreiend ist..., in dem Maße, wie Lot seine Töchter missbraucht, damit sie ihm die Frau ersetzen..., in dem Maße, wie Lot selbst keinen Neuanfang wagt, sondern sich zurückzieht und damit seine Töchter in die gute Pflicht der Fürsorge nimmt und sie damit ihrer Freiheit beraubt..., ...in eben diesem Maße pervertiert auch die Liebe der Töchter zu ihrem Vater in praktischen Eigennutz und Überlebenskampf. Die Geschichte ist die grob verzerrte Karikatur einer Familie, in der die Kinder nicht frei werden können, nicht frei werden dürfen und sich deshalb an einem gewissen Punkt gegen die Freiheit entscheiden: „Dann bleibe ich eben! Dann hole ich mir das, was ich sonst anderswo bekommen müsste, eben zu Hause!“

Wir können nun nach der Schuld fragen. Ist es allein Lot, der seine Töchter nicht gehen lässt, oder haben auch die Töchter ihren Anteil am Ganzen? Und eben so kann sich die Frage auch bei uns, in unseren Familien stellen: Dort, wo Loslösungen, die nach menschlichem Ermessen, von außen betrachtet – aber was sagt das schon? – schon längst geschehen sein sollten, nicht geschehen sind. Wir können nach der Schuld

fragen, auch bei uns. Dort, wo Loslösungen misslingen. Wo man sich innerlich fluchend trennt, voller Enttäuschung oder Zorn, so wie bei Noah und seinem Sohn Ham. Aber was bringt das schon? Nicht immer gibt es überhaupt eine Schuld und wohl nie nur einen Schuldigen. Es geht halt um Beziehungen. Zwei Menschen, drei Menschen, mehr sind involviert. Die Frage nach der Schuld ist genauso müßig, wie die Frage nach der Moral im Blick auf Lot und seine Töchter. Haben wirklich sie ihn verführt? Ist es glaubhaft, dass er von den nächtlichen Tête-à-têtes gar nichts mitbekommen hat? Oder war nicht im eigentlichen Sinne er, Lot es, der seinen Töchtern Gewalt angetan hat? Müßige Fragen!

Und so komme ich zum Ende: Außergewöhnliche Familiengeschichten haben wir gehört und konnten uns vielleicht auch selbst mit unseren so gewöhnlichen Familiengeschichten darin wieder finden. Einige Themen konnten nur am Rande gestreift werden. Das Thema Alkohol zum Beispiel. Ist es ein Zufall, dass er in beiden Geschichten eine Rolle spielt? Jeder 20. Bundesbürger ist –laut Aussage der Drogenbeauftragten der Bundesregierung – alkoholkrank, 4,3 Mio. Menschen! Weitere 5 Mio. sollen gefährdet sein. Also fast jeder achte. Zählen Sie mal durch! Und denken Sie an die Tragödien, die sich dadurch in Familien abspielen. Wie viele Menschen sind im Familienkreis als Angehörige indirekt betroffen? Mit all den Problemen der „Co-Abhängigkeit“, des Verbergens und Verdeckens, des Bloßstellens und des Bloßgestellt-Seins. Es gibt immer jemanden, der einem wie Lots Töchter den Krug füllt. Und wie heilsam kann es sein, wenn jemand wie Ham nicht verdeckt und verheimlicht, sondern klar sagt, wie es ist. Mit einem Mal erscheinen diese Geschichten (auch mit ihren kleinen Übersetzungsfehlern) in ganz neuem Licht.

So unglaublich und außergewöhnlich diese Geschichten sind – was für alle Bibeltexte gilt, gilt bei diesen Familiengeschichten in besonderer Weise: Wir hören sie auf unsere je eigene Art, vor dem Hintergrund unserer je eigenen Erfahrungen. Wir hören sie, lehnen uns zurück und denken heimlich, still und leise bei uns: „Siehst Du, das kommt in den besten Familien vor!“

Und wie schön: All diese Familiengeschichten, auch unsere eigenen, auch die verkorkstesten stehen unter dem großen Bogen von Gottes barmherziger, versöhnender und oftmals auch fordernder Liebe. Amen!

Fürbittengebet

Barmherziger Gott!

Unter dem großen Bogen deiner versöhnenden Liebe leben wir unser Leben.

In allem, was wir erleben und erfahren,

ist vor allem auch das wichtig,

was wir mit den Menschen erleben,

die uns besonders nahe stehen, unsere Familie!

Und so bitten wir Dich, Gott, heute für die Familien!

Lass Menschen hier Rückhalt und Hilfe,

Trost und Geborgenheit finden!

Lass Menschen hier Erfahrungen machen,

die sie stützen und für ihr Leben stärken.

Lass sie hier Liebe finden,

die befreit und nicht einengt!

Wir bitten Dich heute aber auch für all die Menschen, die in der Familie Scheitern erlebt haben.

Heile Ihren Schmerz!

Heile Ihre Verletzungen und Enttäuschungen

und schenke die Kraft und Bereitschaft

zur Vergebung und zur Versöhnung

und –wenn es nicht anders geht –

auch zur versöhnten Trennung!

All das, was wir auch selbst an Gutem und an Schwierigem erlebt haben, bringen wir vor Dich und beten gemeinsam:

Unser Vater im Himmel ... Amen!

Der Stammbaum Jesu (15. April 2007)

Liebe Gemeinde!

Für ein neugeborenes Kind ist kaum etwas so wichtig wie die Familie! Die Familie prägt den Werdegang eines Kindes. Die Eltern und Großeltern, die Menschen, die ihm nahe stehen und

als Familienmitglieder nahe stehen werden. Und auch die Menschen, die ihm in der Familie vorangegangen sind. Die Urgroßeltern, die Vorfahren.

Der prägende Arm unserer Familiengeschichte, unserer Herkunft reicht weit, weiter als wir es gemeinhin annehmen oder wahr haben wollen. Glück oder Unglück, Fluch oder Segen in unserem Leben können sich oftmals schon in der grauen Vorzeit unserer Vorfahren widerspiegeln, können wie vorgezeichnet erscheinen, ohne dass wir es wissen oder erklären könnten. Wer von Ihnen schon die Gelegenheit hatte, sich ein wenig mit der eigenen Familiengeschichte zu beschäftigen, der wird womöglich dieses Gefühl des sanften, aber doch mächtigen Erschauerns kennen, wenn einen das eigene Leben, ja manchmal sogar das eigene Gesicht aus der Tiefe der Vergangenheit, der Familiengeschichte anlächeln.

Es gehört zum Erwachsenwerden eines Menschen dazu, sich von seiner Familie loszulösen, zu trennen, die einen mehr, die anderen weniger. Von unserer Familiengeschichte, von unserer Herkunft kommen wir aber nicht so schnell los. Die können wir nicht verleugnen. Die haftet uns ein Leben lang an. Und je mehr wir versuchen wollten, uns davon abzugrenzen, desto deutlicher wird sie gerade in dieser Abgrenzung zu Tage treten.

Darum noch einmal: Für ein neugeborenes Kind ist kaum etwas so wichtig wie die Familie, in die es hineingeboren wird! Und damit sind wir schon mitten in unserem heutigen Predigttext. Er gehört zu den wichtigsten Texten der gesamten Bibel. Umso erstaunlicher ist es, dass diesem Text in der Regel wenig Beachtung geschenkt wird. In der Perikopenordnung ist er nicht als eigenständiger Predigttext erfasst und ich habe ehrlich gesagt auch noch keine Predigt über ihn gehört oder gelesen. Dabei steht er an einer der exponiertesten Stellen im ganzen Schriftenkanon: Dass die hebräische Bibel mit dem Schöpfungsbericht beginnt, weiß jedes Kind: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde...“ Aber kennen Sie auch den Beginn der griechischen Bibel, des Neuen Testaments?

Wir hören den heutigen Predigttext, aus dem ersten Buch des Neuen Testaments. Aus dem 1. Kapitel, die ersten Verse des

Neuen Testaments. Matthäus 1,1-17, die Familiengeschichte Jesu (Lutherbibel):

Dies ist das Buch von der Geschichte Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.

Abraham zeugte Isaak. Isaak zeugte Jakob. Jakob zeugte Juda und seine Brüder. Juda zeugte Perez und Serach mit der Tamar. Perez zeugte Hezron. Hezron zeugte Ram. Ram zeugte Amminadab. Amminadab zeugte Nachschon. Nachschon zeugte Salmon. Salmon zeugte Boas mit der Rahab. Boas zeugte Obed mit der Rut. Obed zeugte Isai. Isai zeugte den König David.

David zeugte Salomo mit der Frau des Uria. Salomo zeugte Rehabeam. Rehabeam zeugte Abija. Abija zeugte Asa. Asa zeugte Joschafat. Joschafat zeugte Joram. Joram zeugte Usija. Usija zeugte Jotam. Jotam zeugte Ahas. Ahas zeugte Hiskia. Hiskia zeugte Manasse. Manasse zeugte Amon. Amon zeugte Josia. Josia zeugte Jojachin und seine Brüder um die Zeit der babylonischen Gefangenschaft.

Nach der babylonischen Gefangenschaft zeugte Jojachin Schealtiël. Schealtiël zeugte Serubbabel. Serubbabel zeugte Abihud. Abihud zeugte Eljakim. Eljakim zeugte Asor. Asor zeugte Zadok. Zadok zeugte Achim. Achim zeugte Eliud. Eliud zeugte Eleasar. Eleasar zeugte Mattan. Mattan zeugte Jakob. Jakob zeugte Josef, den Mann der Maria, von der geboren ist Jesus, der da heißt Christus.

Alle Glieder von Abraham bis zu David sind vierzehn Glieder. Von David bis zur babylonischen Gefangenschaft sind vierzehn Glieder. Von der babylonischen Gefangenschaft bis zu Christus sind vierzehn Glieder.

Die Geschichte einer Familie in einer beeindruckenden Übersicht. Die Vorfahren Jesu zusammengefasst in einem Stammbau.

Liebe Gemeinde, wahrscheinlich hätten Sie von diesem Text fast genauso viel verstanden, wenn ich ihn im griechischen Original vorgelesen hätte, denn er besteht fast nur aus Namen. Die klingen im Deutschen ja ganz ähnlich wie im Griechischen. Ein Text also wie eine Fremdsprache. Familiengeschichten sind

Insidergeschichten, die vor allem der versteht, der selbst zur Familie gehört. Der ein Teil von ihr ist. Der sich mit der Familie, in der Familie bestens auskennt. Für einen Außenstehenden klingen Familiengeschichten, klingt eine Familiengeschichte wie die eben gehörte unspektakulär, alltäglich, ja manchmal auch einfach nur langweilig oder gar unverständlich. Man hört sich das an, nimmt Anteil oder zuckt mit den Schultern und vergisst es wieder. Für die Insider aber, für die Familienmitglieder selbst sind Familiengeschichten, ist eine solche Familiengeschichte wichtiger und interessanter als alles andere. Denn nichts prägt uns mehr als unsere eigene Familie und der Arm der eigenen Familiengeschichte, unserer Herkunft, reicht weit!

Ich möchte versuchen, die vorliegende, in ihrer Form als Stammbaum zugegebenermaßen etwas unhandliche Familiengeschichte Jesu durch drei „Übersetzungen“ zu erläutern. Ich möchte versuchen, aus der Fremdsprache für eingeweihte Familieninsider eine uns vertraute oder zumindest doch verstehbare Sprache zu machen. Drei „Übersetzungs“versuche, drei Verstehensschablonen zu unserem Text:

1. Übersetzungsversuch: Eigentlich braucht man gar keine Übersetzung...

... denn eigentlich ist ja wirklich fast alles gleich. Die Namen des Stammbaums klingen im Deutschen wie im griechischen Original gleich und zwischen diesen vielen gleichklingenden Namen steht im Griechischen immer wieder nur das kleine Wort „egennäsen“, „er zeugte“. 39 mal hören wir zwischen all den Namen dieses Wort „egennäsen“, nur beim 40. Mal heißt es dann „egennätä“: Jesus – so müsste es im Deutschen wörtlich heißen – „wurde gezeugt mit/aus der Maria“. Das ist ein kleiner und doch ganz wichtiger Unterschied. Denn hier ist mit einem Mal der Geborene selbst, Jesus das Subjekt. Und genau genommen bleibt es somit offen, wer ihn denn nun eigentlich mit der Maria gezeugt hat. Der unbedarfte Leser wird natürlich annehmen, es sei der direkt vorher genannte Joseph gewesen. Der christlich vorgebildete Leser, der, der sich in dieser Familie auskennt, der Insider weiß schon, was der

Evangelist dann gleich zu Beginn der folgenden Geburtsgeschichte Jesu schreiben wird, dass es nämlich mitnichten Joseph war: Maria war schwanger, ohne dass der ihr „vertraute“, also verlobte Mann Joseph sie „heimgeholt“, also mit ihr geschlafen hatte. (Matthäus 1,18)

„Er wurde gezeugt“ statt „sein Vater Joseph zeugte ihn“. „Egennätä“ statt „egennäsen“. Mit einem einzigen Wort spielt der Evangelist auf die besondere Abstammung Jesu an, ohne sich an dieser Stelle schon ganz festzulegen. Denn immerhin befinden wir uns ja in einer Genealogie, in einem Stammbau, der eine Mensch zeugt auf menschlichste Weise den nächsten und da passt es eigentlich nicht ganz rein, dass Maria in der Sicht des Evangelisten auf ganz unmenschliche Weise „schwanger (war) vom heiligen Geist“ (Matthäus 1,18). „Egennätä“ - ein wenig erinnert diese geschickte Formulierung mit ihrem weiten Deutungsspielraum an ähnlich geschickt gewählte, kurze Formulierungen, die es immer dann zu hören gibt, wenn in einer Familie etwas nicht in klassischer Weise gelaufen ist. Wer sagt schon beim Barbecue mit den neuen Nachbarn: „Darf ich vorstellen, das ist mein Mann in dritter Ehe, da drüben steht seine zweite Ex mit meinem Stiefbruder und wollen sie jetzt auch noch hören, wem die fünf Kinder hier zuzuordnen sind?“

Kleine „Unstimmigkeiten“ in der vita, in der Familie verbergen sich gern hinter sorgsam abgewogenen Worten, leicht zu überhörenden, geschickten Formulierungen. Nur die Insider wissen sofort, was da gemeint ist: „Jesus wurde gezeugt mit der Maria...“.

Für uns heutige Leser hat diese kleine Formulierung auch noch eine andere, weit wichtigere Bedeutung, wie wir gleich sehen werden.

2. Übersetzungsversuch („Familiengeschichte in Zahlen“): Eigentlich braucht man gar keine Übersetzung der Worte, sondern der Zahlen...

Ein kleine Frage vorweg, die mich in den letzten Tagen beschäftigt hat: Wie weit kann man eigentlich mit den Fingern der beiden Hände zählen? Zunächst einmal natürlich bis zehn – wie die Finger. Mit einem kleinen Trick kommt man aber noch

weiter: Wenn man mit dem Daumen der linken Hand die Fünfer und mit den restlichen Fingern der linken Hand die Zehner „merkt“, kommt man sogar bis 49! Nicht bis 50, das könnte man sonst ja mit der zehn verwechseln, die mit den Fingern beider Hände gezählt wird (auch darum gibt es wohl zehn und nicht elf oder 12 Gebote: Man kann sich die Gebote an den Fingern abzählen und so besser merken). Die 49 wäre demnach die größte an den Fingern abzählende Zahl. Als größte runde „Fingerzahl“ könnte demnach die 40 gelten.

Ob man diese „Fingerzahlen“-Theorie nun für glaubhaft hält oder nicht – in jedem Falle haben die 40 und die 49 für den Evangelisten Matthäus offenbar eine besondere Bedeutung. Denn der Stammbaum Jesu lässt sich auch mit Hilfe dieser beiden Zahlen übersetzen:

40mal ist in Jesu Stammbaum insgesamt von Zeugung die Rede. Das ist kein Zufall. Nach biblischem Verständnis ist die 40 eine besondere, ja eine heilige Zahl. Zunächst bezeichnet sie die Spanne einer Generation: 40 Jahre. Viel mehr noch steht die 40 in biblischen Zusammenhängen aber für die Läuterung, die Heiligung, die Reinigung zur Umkehr, die Katharsis: 40 Jahre, das ist die Zeit der Wanderschaft Israels durch die Wüste (vgl. z.B. 2. Mose 16,35), bevor das Volk Israel in das gelobte Land einziehen darf. Im Nachhinein gesehen eine glückliche Zeit der Nähe Gottes. Vierzig Tage und Nächte lang steigen die Wasser der Sintflut an (Gen 7,17). Eine Zeit der Zerstörung, bevor unter dem segensreichen Bogen Gottes Neues entstehen und wachsen kann. 40 Tage und Nächte geht der Prophet Elia fastend zum Gottesberg, bevor ihm Gott in einem stillen, sanften Sausen begegnet (1. Könige 19,8.12) und auch Jesus fastet 40 Tage und Nächte in der Wüste, bevor er den Einflüsterungen des Versuchers widersteht (Matthäus 4,2). Es ist wirklich kein Zufall, dass uns hier auch im Stammbaum Jesu die 40 begegnet. Die 40 bezeichnet das Ende einer Generation, eine neue Generation kann kommen. Nach 40 Generationen kommt nun ein Wechsel der besonderen Art, eine neue Generationenfolge kann kommen. Die Zeit der Läuterung, der Heiligung ist vorbei, hat sich erfüllt. Mit Jesus, dem 41. bricht nun eine neue Zeit, eine neue Generationenfolge an. Eine

Generationenfolge, in der nicht mehr allein die Zeugungslinie, die Verwandtschaft, die Familienbande entscheidend sind („egennäsen“), sondern in der jeder Mensch unabhängig von seiner genetischen Abstammung durch Christus zur Gotteskindschaft berufen und geboren „wird“ („egennätä“, vgl. auch Matthäus 12,46-50).

Und genau in diesem Sinne beendet Matthäus auch sein Evangelium mit dem so genannten Taufbefehl: „Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Matthäus 28,19-20) Wir alle haben diese Worte bei unserer eigenen Taufe gehört oder bei Taufen danach. Die Taufe ist ein Zeichen dafür, dass wir als von Gott angenommene, von ihm geliebte Kinder leben dürfen; dass mit Jesus Christus, durch Jesus Christus, den 41., diese neue Zeit, diese neue Generationenfolge begonnen hat, in der letztlich der Stammbaum Jesu auch zu unserem eigenen Stammbaum wird.

Das ist Theologie in Zahlen. Für uns heutige Leser sicherlich sehr ungewohnt. Für Matthäus aber voller Bedeutung, er ist Insider. In dem letzten Vers unseres Predigttextes greift er noch einmal richtig tief hinein in die Zahlenkiste: „Alle Glieder von Abraham bis zu David sind vierzehn Glieder. Von David bis zur babylonischen Gefangenschaft sind vierzehn Glieder. Von der babylonischen Gefangenschaft bis zu Christus sind vierzehn Glieder.“ Die Bedeutung der Zahlen, in diesem Fall der 14, ist dem Matthäus so wichtig, dass er an dieser Stelle sogar ein ganz klein wenig schummelt: Von David bis Jojachin sind es, wenn wir nachzählen, nämlich sogar 15 Glieder, aber eben die 14 ist dem Matthäus wichtig – warum? In der 14 steckt zweimal die heilige Zahl sieben: Sieben Schöpfungstage, sieben Tage der Woche und vier mal sieben Tage machen vom Aufgang über den Niedergang bis wieder zum Aufgang einen Mondumlauf. Solches Denken ist – wie schon gesagt – unserem heutigen christlichen Denken ungewohnt geworden, für Matthäus hingegen steckte es voll von Erfüllung und Verheißung: Mit Jesus beginnt die siebte von sieben mal sieben

Generationsfolgen, die Schabbatgeneration sozusagen nach alttestamentlicher Tradition. Nun bekommen auch die Knechte, Mägde, Tagelöhner und Gäste Anteil am Ertrag des Landes und am Ende dieses siebten Jahres, im 50. Jahr folgt das Erlassjahr, in dem nach 3. Mose 25 alle Schulden erlassen werden sollen. Das ist Theologie in Zahlen, in sprechenden Symbolen, in einer verschlüsselten Klarheit, von der ich nicht sicher weiß, ob sie zur Zeit des Matthäus wirklich jeder verstand. Aber auch hier sehen wir: Mit der 40 und mit der 49, dem Erlassjahr: Mit Jesus ist ein Neubeginn gesetzt. Für alle Menschen dieser Welt!

3. Übersetzungsversuch („Familiengeschichte in Namen“): Eigentlich gibt es keine allgemeingültige Übersetzung für den Stammbaum Jesu...

Auch wenn die Satzfolge unseres Textes wie für einen solchen Stammbaum üblich so monoton ist, dass sich wohl jeder Griechischschüler freuen wird, der diesen Text in einer Prüfung zum Übersetzen vorgelegt bekommt – im Grunde genommen ist dieser Stammbaum Jesu ein Text, der sich gar nicht angemessen übersetzen lässt! Denn hierzu müssten wir das genaue Gegenteil von dem tun, was von einem Pfarrer überliefert ist: Der nämlich las diesen Text im Gottesdienst vor, indem er sagte: „Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte den Jakob und dann zeugten sie einander bis Vers 16...“. Aber eben so geht es nicht. Es ist wichtig, wer hier wen zeugt! Es ist wichtig, wer genannt ist! Jeder einzelne Name ist wichtig. Ich weiß nicht, liebe Gemeinde, ob es in Ihrer Familie jemanden gibt, der Ahnenforschung betreibt. Ich habe bei Hausbesuchen schon so manche ehrwürdige Ahnentafel bewundern dürfen. Auf einem großformatigen Blatt ist der Stammbaum der Familie aufgezeichnet mit allen nur denkbaren Verästelungen. Diese Ahnentafeln sind oftmals sehr schön, bunt und mit Verzierungen ausgeschmückt. Ihr wahrer Wert liegt aber eben in den Namen der Ahnen selbst. Wenn man am unteren Rand seinen eigenen Namen, vielleicht auch schon den der eigenen Kinder sieht: „Schau hier unten, da bist Du“ – da weiß jeder wer gemeint ist. „Und darüber deine Eltern“ – auch die kennen wir, lieben sie, wissen aber auch um

ihre Eigenheiten und Macken. „Und dort, das sind deine Großeltern ... Opa hast du nicht kennen mehr gelernt – ein tragischer Tod! ... Und hier Oma, die ist auch schon früh gestorben. Aber die hättest du mal sehen sollen! Ein Energiebündel war das, die hat deinem Opa ganz schön eingeheizt! Das hatte sie vermutlich von ihrer Großmutter, das ist ... Moment ... deine Urgroßmutter. Hier haben wir sie. Von der werden Geschichten erzählt, das glaubst du gar nicht ... “ Und so versinkt der Geist in der Erinnerung, aus der er lebt, und die eigene Identität findet ihre Wurzeln in der Vergangenheit und den vielfarbigem, bunten Erzählungen, die sie schmücken.

Ganz genau so ist es auch mit Jesu Stammbaum: Jeder Name, der hier auftaucht, hat seine eigene Bedeutung, ja schon die Namen selbst sind sprechende Namen: Abraham, das bedeutet der „Vater der Menge“, der „Vater vieler Völker“. Isaak, das Kind, das das „Lachen“ brachte. Jakob, der „Überlister“, der „Fersenhalter“. Juda, „der Gepriesene“ ... Jeder Name verweist schon in sich auf eine kürzere oder längere, eine bekanntere oder unbekanntere Geschichte. Manche Namen verweisen auf einen ganzen Erzählkranz von menschlicher Wärme und Kälte, von Liebe und Hass, von Frohsinn und Trauer, Tragik und Glück. Die Familiengeschichten der Bibel.

Der Evangelist Matthäus kennt – genau wie die jüdischen und judenchristlichen Leser seiner Zeit – all diese Geschichten aufs Genaueste und wahrscheinlich auch noch manche inzwischen vergessene Geschichte. Und so verweist dieser eine so monoton klingende Stammbaum genau genommen auf den bunten Strauß von 40 und mehr wirklich bemerkenswerten Geschichten. Familiengeschichten allesamt. Von großer Bedeutung für den, der die Namen kennt und der etwas mit ihnen verbindet, der sich auch selbst in ihnen wieder findet, der sich selbst wieder erkennt: In den biblischen Geschichten von Liebe und Trennung, von Geschwistern und Verwandten. Beziehungsgeschichten von Mensch zu Mensch und – das ist in jedem Fall das Besondere – Beziehungsgeschichten auch von Gott zum Menschen.

Einige dieser Geschichten haben wir in den vergangenen Wochen etwas ausführlicher betrachtet. Es führt zu weit, an dieser Stelle noch einmal genauer auf diese Geschichten einzugehen, aber eines will ich doch anmerken: Die Linie der Vorfahren Jesu ist alles andere als gerade! Es wird da ganz offen erzählt vom Streit zwischen Geschwistern. Die Liebe ist zwar einerseits romantisch, andererseits aber muss sie auch hart erarbeitet werden, denken Sie an Jakob, wie er sieben Jahre um Rahel diente, um dann doch erst nur die stierende Lea zu bekommen. Rahel, die dann so lange kinderlos blieb und auch viel zu früh starb. Die Liebe hat auch Schattenseiten – David und Bathseba: ihre Schuld, der Tod des ersten Sohnes und vor allem der Tod von Bathsebas Mann Uria, den Matthäus uns in seinem Stammbaum gerade nicht verschweigt, sondern ihn sogar in Erinnerung ruft: „David zeugte Salomo mit der Frau des Uria“ – nichts wird hier weggelassen oder beschönigt! Zu den Familiengeschichten gehören auch Trennungen, ja Streitigkeiten und Machtkämpfe: Abraham und Lot – diese Trennung war notwendig, überfällig. Trennungen können ein Segen sein! Aber dann auch Abraham, Hagar und Ismael – diese Trennung war grausam! Eine traurige Geschichte. Nichts wird hier verschwiegen – helles Licht und dunkler Schatten gehören zusammen, es gibt keinen Menschen, der keinen Schatten werfen würde. Das sehen wir gerade auch an den biblischen Familiengeschichten. In einigen dieser Geschichten haben wir uns vielleicht auch selbst wieder erkannt mit unserer eigenen Vita und Familiengeschichte, haben vielleicht auch selbst mit diesem Gefühl des sanften, aber doch mächtigen Erschauerns unser eigenes Gesicht, unsere eigenen Gefühle im Spiegel der biblischen Geschichten erkannt. Auch so werden diese biblischen Geschichten letztlich zu unseren eigenen. Und genau so gibt es eben keine angemessene allgemeingültige Übersetzung für diesen Text des Matthäus, die Ahntafel Jesu. Denn letztlich übersetzt sich jeder und jede diesen Text selbst im Hören auf die Namen der Ahnen Jesu, im Erinnern ihrer Familiengeschichten und im Bezug auf das eigene Leben im Glauben.

Es gäbe noch vieles andere Wichtige zu sagen und hervorzuheben. Die Bedeutung der vier ausländischen Frauen, die ausdrücklich in dem Stammbaum vermerkt sind. Die heute nur anklingende, eigentlich zentrale Aussage des Textes bezüglich des Verhältnisses Jesu, unseres Verhältnisses als Christinnen und Christen zu den jüdischen Gläubigen: Wir sind Verwandte, eng Verwandte! Wie konnte diese Aussage, wie konnte dieser Text mit seiner Aussage nur in so dramatischer Weise in Vergessenheit geraten?!

Es gäbe noch vieles zu sagen und hervorzuheben. Ich will heute meinen Schwerpunkt darauf legen, dass wir uns im Hören auf den Stammbaum Jesu in diesen Stammbaum mit hinein genommen wissen dürfen.

Für ein neugeborenes Kind ist kaum etwas so wichtig wie die Familie! Die Familie prägt den Werdegang eines Kindes. Die Eltern und Großeltern, die Menschen, die ihm nahe stehen und als Familienglieder nahe stehen werden. Und auch die Menschen, die ihm in der Familie vorangegangen sind. Die Urgroßeltern, die Vorfahren.

Der prägende Arm unserer Familiengeschichte, unserer Herkunft reicht weit, weiter als wir es gemeinhin annehmen oder wahr haben wollen. Glück oder Unglück, Fluch oder Segen in unserem Leben können sich oftmals schon in der grauen Vorzeit unserer Vorfahren widerspiegeln, können wie vorgezeichnet erscheinen, ohne dass wir es wissen oder erklären könnten. Es ist unser Stammbaum, unsere Familie, von der wir da heute gehört haben. Indem wir das erkennen, dürfen wir uns wie neugeborene Kinder fühlen – passend übrigens zum heutigen Sonntag, dem „Weißen Sonntag“, auch Sonntag „Quasimodogeniti“ genannt nach der traditionell zu diesem Sonntag gehörenden Bibelstelle 1. Petrus 2,1-3: „So legt nun ab alle Bosheit und allen Betrug und Heuchelei und Neid und alle üble Nachrede und seid begierig nach der vernünftigen lauterer Milch wie die neugeborenen Kindlein („quasi modi geniti“), damit ihr durch sie zunehmt zu eurem Heil, da ihr ja geschmeckt habt, dass der Herr freundlich ist.“

Amen!